Gall. rev.
1030
n

Be. 26.

Gall. rev. 1030 n

B. a. 35.

Beleuchtung
der
vertrauten Briefe
über Frankreich
des
Herrn J. F. Reichardt.

(Julius v. Voß)

Berlin,
bei Joh. Wilhelm Schmidt.
1804.

Td/69/194

An

Herrn J. F. Reichardt.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mein Herr!

Die Befremdung zu mindern, mit welcher Sie gegenwärtige Schrift ansehen dürften, mache ich Ihnen die Veranlassung bekannt.

Ich befand mich kurz vor Ihrer Ankunft auch zu Paris, beobachtete die Herstellung einer positiven Religion, die entschiedne Lebenswierigkeit des Consulats den Fingerzeig auf Charlesmagne II, und viel politische Conjekturen, die dem Bruch mit England vorangingen. Nebenbey, wie sich von selbst versteht, die Gegenstände die der Reisende zu sehen pflegt. Auch mich wandelte der Vorsatz an, die Zahl der Beschreibungen zu mehren. Es lag am Tage, wie überflüssig das sey, auch hatt' ich Ursach zum Mißtrauen in meine Kräfte, die keineswegeg etwas bessers zu leisten versprachen, als schon geschehen war. Gleichwohl wech-

[library stamp]

seln gewisse Ansichten ephemerisch; es schien auch ein Mittelweg zwischen der alles preisenden Manier jenes Domherrn, und dem mit mehr oder weniger verlarvten Jacobinismus versehenen Universaltadel möglich, ja ich überzeugte mich: daß vieles des Interessantesten noch unberührt sey. Denn was bisher die Campe, Schulz, Arthur Young, Meier ꝛc. ꝛc. beschrieben, was ist es mehr wie Notizen, die auch öffentliche Blätter enthalten, oberflächliche Sittengemälde, die wenig in den Kern der Motive dringen, Kunstnachrichten die dem, der selbst sah, nichts, dem der nicht sah, wenig gewähren. An einen praktischen Nutzen, den die Lesewelt aus solcher Lektur schöpfen könnte, dachten jene Schriftsteller wohl nicht, da man keine Spur der Anstrengung, ihn zu erzeugen, wahrnimmt.

Sie sagen: was geht uns Paris an! Leider mein' ich nur zu viel. Die Stadt, die seit Jahrhunderten auf die ganze cultivirte Welt einen so entschiednen Einfluß übte, hat diesen wohl seit 1789 nur noch erweitert. Er wirkt allgemeiner, als der erste Blick glaubt. Er traf, was bemerkenswerth ist, immer auf die Klassen der Ferne, die jedesmal daheim die Präponderanz leiteten. Der Geschmack der äußern Umgebungen (nicht ohne Wirkung auf den Charakter) fährt fort, in Paris seine Centrale zu suchen. Und das alles sollte uns nichts angehn, uns, die wir so in Nachahmung leben und weben? Und da

diese Nachahmung nun einmal ihr Spiel treiben soll, zum Theil es bis zur erlangten Originalität, wozu keine Aussicht ist, auch muß; so dürfte es uns grade viel angehn: was sich von dem civilisirtesten der Völker mit wohlthätigen oder drückenden Erfolg copiren läßt. Politisch endlich könnte der Antheil, den wir an Paris zu nehmen haben, (das Schicksal müßte denn seine gewöhnlichen Richtungen unterbrechen), sich dem nähern, den einst das Verhältniß zwischen Parthern und Rom bestimmte.

Noch niemals sah ich eine Schrift über Frankreich, die vom wahren Deutschen Patriotismus ausgegangen wäre; eine Erscheinung, die der erhabne kosmopolitische Geist des Zeitalters auch nicht erwarten läßt. Inzwischen scheints doch: der bestimmteste Weltbürgersinn müsse zuletzt, und zwar durch philosophische Betrachtungen geleitet, zur Verehrung der Vaterlandsliebe zurückkehren, und es dürfte wenigstens der Neuheit halber mühlohnend seyn, ein solches Werk zu versuchen. Der Neuheit halber sag ich, denn was in der Art zum Vorschein kam, war Orthodoxie, die achtungswerth im Herzen, doch in eine Literatur wie die unsrige nicht paßt, oder es trug den Stempel der Heucheley.

Ich gestehe, daß mich während des zu Paris verlebten Vierteljahrs die Trace einer solchen Schrift

oft beschäftigte, allein wie gesagt, Mißtrauen in meine Kräfte, und die Betrachtung: daß ein patriotisch-deutsches Werk selbst in dem preßfreysten Deutschen Staat schwerlich an den Klippen der Censur vorübergelangen würde, unterdrückten die Realität. Denn der Patriot müßte die Göttin der Wahrheit häufig einführen; diese Göttin aber, wie man auch ihren Reiz erhebt, kann in der entschleierten Gestalt verhüllten Generationen selten gefallen. Meine Unzufriedenheit mit dem Zwecklosen der meisten Reiseberichte, selbst was Wissenschaft und Kunst betrifft, bey denen sichs gewöhnlich voraussahnen läßt, wo ihre Verfasser in Entzücken gerathen, und wo sie höhnen werden, blieb aber unvermindert.

Da berechtigte die Nachricht, Sie würden über Paris schreiben, zu höhern Erwartungen.

Ein Mann, dessen erste Ansicht der Revolution nicht unbekannt ist, (die auch als fremder Gegenstand kein grades Herz anders treffen konnte), den sie aber nicht unvorbereitet fand, dem frühere und spätere Reisen, bey ausgedehnten Bekanntschaften an der Bühne selbst, Gelegenheit genug zur mehr als gewöhnlichen Contemplation darboten; dieser Mann mußte vor vielen Deutschen geeignet seyn, politisch-wichtige Resultate auszusprechen. Das Gebiet der Französischen Literatur ließ von ihrem Vertrauten wesentliche

Berührungen erwarten, die Künste noch mehr von dem Gelehrten, der den Geist der Propyläen und des Athenäums in sich aufnahm, uuter den Künsten am meisten die Musik. Denn man setzt voraus, daß der selbst vollziehende, viel mit Recht gerühmte Künstler andre Urtheile fällen werde, als die das ästhetische Jahrzehend schon artig genug an Wirthstafeln hört. Er erhob sich ja dadurch, daß er auch schrieb, schon längst über die Haydn und Mozart, die blos vortrefflich setzten.

Das Buch erschien: ich las es erst durch lange Krankheit von aller Lektur entfernt, im April d. J. und läugne nicht, daß troz des frohen Genusses, den ich für manche einzelne Stellen dankbar erkenne, ich doch selten eine Schrift mit so vielem Unwillen endigte. Der Gedanke sie zu beleuchten, ward zufolge der Art, wie ich ansah, schon an den ersten Blättern rege, und entschied sich bey der Vollendung völlig. Aus welchem Recht, läßt sich nicht fragen; wer öffentlich ausstellt, giebt sich der öffentlichen Beurtheilung.

Es ist hier aber von keinem Recensionsgang die Rede, der über das ganze Werk sich analytisch ausbreiten will. Ich werde mich keineswegs an die Darstellung, sondern nur an das Dargestellte wenden.

In Rücksicht der erstern darf ich mir um so weniger Critik gestatten, als ich mir der bedeutendsten formalen Infirmitäten bewußt bin. Sie haben es mit keinem geübten Schriftsteller zu thun. Davon wird Sie mein Ihnen unbekannter Name überzeugen, der übrigens nur dasteht, weil unter diesen Umständen Anonymie tadelhaft wäre.

Einige Abschweifungen, wie sie der Gegenstand veranlaßt, werde ich mir daneben gestatten.

Endlich habe ich die Ehre Sie zu versichern: daß wenn ich nicht mit allen Ideen des beliebten Schriftstellers übereinstimmen kann, der große Tonkünstler mich dagegen zu seinen unbedingtesten Verehrern zählt.

Berlin im Juny 1804.

Julius von Voß.

Zur Sache.

Der Titel vertraute Briefe ist etwas sonderbar, da nichts der Natur des vertrauten mehr entgegen sein dürfte, als Druck. Er erinnert an einen gewissen D—schen Legationsrath in ***, welcher kurz nachher, als Nelson im Sund erschien, zu einem Freund kam, ihm mit diplomatischer Wichtigkeit, und nach verlangtem tiefen Stillschweigen das Ereigniß zu vertrauen. Dieser hatte noch nichts davon gehört, und hielt eine bey der Gesandtschaft angelangte Depesche für die Quelle des Novellisten. Unter dem Gespräch über das Nähere zog der Geheimnißvolle aber den Hamburgschen unpartheyischen Correspondenten heraus, und ermangelte nicht, nochmals Verschwiegenheit zu fordern.

Eines Prädikats was richtiger bezeichnete, hätten diese Briefe wohl bedurft, oder vielmehr einer Adresse an die Sektion des Publikums, für welche sie geschrieben wurden, wie H. R. Lieder für Deutsche Männer gesetzt hat. Für Deutsche Männer im allgemeinen scheint die Schrift nicht bestimmt, was manchem

als ein epargnez mon tems hätte bemerkt werden können. Für einen gewissen Ausschuß zu Wien oder Hamburg eher, das lassen die hautgoutduftenden Relationen von Pariser Diners vermuthen, für Damen insbesondre auch wohl; die fleißige Ausmalung der Toilettengegenstände, des kecken Betthimmels, der herabwogenden Gardinenmassen in den Schlafzimmern des Mesdamers Recammier und Cabarûs, spricht dafür; anderntheils trifft man aber Gründe gegen beide Meinungen. Man mögte auch sagen, diese Briefe gehörten besonders dem Publikum, was Herr Hofrath Spatzier die elegante Welt nennt, denn eine auffallende Analogie der Urtheile mit der wohlbekannten Leipziger Zeitung bemerkt sich häufig. Gleichwohl entstehen auch hier Zweifel. Denn zu dem Dargestellten in diesen Briefen gehört auch ein ziemlicher Grad von — Eitelkeit des Briefstellers, die zum Theil verschleyert, zum Theil sehr ansichtlich dargelegt wird. Die Hälfte, wo der Kunstkenner, der Artist spricht, ist gar nicht zu tadeln, wohl dem der es mit ihr wagen darf. Wer wird leugnen, daß wenn er H. R. Assüranz fühlte, er auch nicht den Wimpel furchtsamer Bescheidenheit wehen lassen würde, einer Bescheidenheit übrigens, deren Grund der schlaue Rochefoucault längst ausgemittelt hat. Was frommte die Anstrengung, wenn sie nicht einmal ein Selbstgefühl, was sich kühn aufstellen darf, erstreben sollte. Ob man aber in der eleganten Welt viel Geschmack

an dieser Eitelkeit finden wird, (da sie begründet ist) steht dahin. Mehr wohl an der andern Hälfte, die einen so unglaublichen Werth auf Empfehlungsschreiben, Visitencharten, Präsentationen zu legen weiß. Aber auch nicht ganz; denn die meisten kennen die conventionellen Maasregeln, die man, um zu dergleichen zu gelangen, nehmen muß, zu wohl, als daß es sie als außergewöhnlich interessiren sollte. Es giebt hier auch viel Adliche, die das Präsentabelseyn aus zweierley Gesichtspunkten ansehen. Betrachten sie es präjudicial (was streng genommen nicht einmal recht angeht, wenigstens 1802 und 1803 nicht,) so empfinden sie das Glorificat nicht gut: Meine Talente führten mich vor. Nähern sie die Sache ihrer wahren Würdigung, so werden sie ja H. R. Vorzüge höher anschlagen, als daß sie eine Ceremonie als ihre Belohnung ansehen könnten, zu der jeder Gimpel gelangt, wenn er den Zufall der Geburt für sich hat. Oder stammt der Gimpel aus England, Holland, Helvetien u. s. w., durch andere Geringfügigkeiten. Im Ruhm der Kenner, in der Vermuthung, Gefühle veredelt zu heben, in der Thräne der Liebenden blüht der Kranz eines Mannes, der die bezaubernste der Künste mit so viel Genialität wie H. R. ausübt. Es müßte ein armseeliger Quidam seyn, der einen Platz unter mehrerern Müßiggängern, die einem Gesandten zu einer Courscene folgen, dem großen Künstler als Auszeichnung berechnen könnte. Unvorzustellen-

den Scheelsucht aufregen zu wollen, ist doch auch wohl unter H. R. Würde. Daher mein ich, es wäre auch selbst in einer Schrift für die sogenannte elegante Welt zweckmäßiger gewesen, das sonst interessante Gemälde der Consularcourtoisie, und des Tons der Hotels in ein lebensphilosophischeres Licht zu stellen. Es hätte in reinerem Zusammenklang mit andern Aeußerungen über den Hof von St. Cloud, und die nouveaux riches gestanden. Daß Männer wünschen müssen, das meiste von dergleichen hätte wichtigern Vorwürfen Platz gemacht, versteht sich ohnehin.

Nun wird der Beleuchter aber wahrscheinlich schon den Vorwurf zu fürchten haben: das Wort, sich an das Dargestellte, nicht an die Darstellung zu wenden, sey bereits gebrochen. Keineswegs! Es gilt hier die Erörterung, ob das Dargestellte des Maasstabs in Lebensgröße werth ist? Ob nicht auch eine Miniatur hingereicht hätte? Für die Darstellung selbst, auch wenn ich sie, (und nicht die Meinung) beurtheilen wollte, würde nichts wie Lob zu finden seyn. Sie ist die Lebendigkeit selbst. Man sieht H. R. in der Remisencarosse vor der porte cochere halten, man erblickt die Stickereyen an den Pallastpräfekten, man wittert den Capwein, die Matelotten, die Arome u. s. w. aber daß ein Deutscher Mann das so analytisch darzustellen vermag, das muß befremden. Noch mehr, es muß unwillig machen. Es zieht sich

im praktischen Leben alles doch nur zu sehr nach der Convenienz hin, das Rationelle, wo soll man es anders noch suchen als in der Literatur. Soll es auch da verschwinden? Wollen auch Schriftsteller sich eine Ansicht der Dinge zueignen, die Kammerjunker am Theetisch charakterisirt? Was soll denn zuletzt aus der Wahrheit werden! — Vielleicht giebts meiner Rüge einige Competenz, wenn bemerkt wird, daß ich wahrscheinlich zwölf bis funfzehn Jahre jünger bin als H. R., was sonst gar nicht zur Sache gehören würde. Etwas seltsam dürft' es dabey seyn, daß ein Jüngerer den Aelteren vor einer Art Jugendverirrung warnt.

Vieles in den Briefen mögte sich indessen wie Wahrheit und Lebensphilosophie (nicht Lebensconsequenz) geben. Dazu paßt denn aber auch das Vorberührte, als ob H. R. zu seinen seelenhebenden Liedern der Klage und des Trostes, Vaudevillen im $\frac{6}{8}$ Takt gemischt hätte. Ein Ausspruch über das Ganze wird äußerst schwer. Man weiß nicht ob das gerechte Lob: diese Briefe sind mit weit verbreiteter Kenntniß und seltner Kühnheit vollendet, oder der Tadel: In diesen Briefen hob der Verfasser im Besitz von seltner Kunde und Freymüthigkeit, so fähig das Wichtigste darzustellen, meistens das Wenigerbedeutende aus; am richtigsten paßt. *)

---

*) Sollte der Leser das Gesagte zu hart finden, so muß ich wohl leidenschaftlicher hingerissen worden seyn, als ich

Ich strich übrigens im Durchgehen des Werks alle Stellen an, die ein Notat bey mir erwachen ließen, und in der Ordnung werde ich verfahren. Unter mehrern Fehlern wird man meiner Arbeit auch die Eile ansehen, denn erst am zweyten Mai d. J. fing ich an, obgleich die Schrift schon in der Jubilatemesse angekündigt wurde. Ich hatte sie dem Verleger gleich versprochen.

Leser, die die Briefe noch nicht kennen, werden erinnert, sie zur Verständlichkeit dessen, was hier gesagt werden wird, ja zur Hand zu nehmen.

Die Vorrede hebt an: „Eine voreilige Zusage „und Ankündigung setzen mich in die Nothwendig„keit, die nur zu große Zahl von Reisebeschreibungen „vermehren zu müssen. Ich habe mich indeß wohl „gehütet, solche Gegenstände zu berühren, die von „mehreren Reisenden mit hinlänglicher Genauigkeit „beschrieben worden sind. u. s. w."

Ein solcher Entschluß wäre zu preisen, doch wird er nicht realisirt. Man ist ja grade am ausführlichsten bey den Künsten, dem Luxus, den conventionellen Verhältnissen u. s. w. Meier, das Journal London und Paris und eine Menge andrer Schriften rollen ja auch vornehmlich über diese Gegenstände. Zur

---

selbst glaubte; man lese indessen weiter. Diese Schrift muß zufolge ihres Plans durch einige Wildnisse brechen.

Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß die Meinung bey H. R. darüber oft neuer und richtiger ist, als anderswo. Soll man es aber nicht bedauern, die Consularform der Regierung, den neuen Senatus-consult, die Sensation der religiösen Angelegenheiten, die politischen Aussichten, die Natur der Rechtspflege und mehrere äußerst wichtige Dinge zum Theil nur oberflächlich, zum Theil mit keinem Worte berührt zu finden. Wir erfahren z. B. nicht, daß H. R. ein Tribunal besucht hätte, was wegen Oeffentlichkeit der Verhandlung, und dem Plaidiren der Advokaten so interessant ist. Rechtshändel, und Criminalfälle dienen vorzüglich zur Charakteristik eines Volks, und seiner temporellen Stimmung. Archenholz hat das mit Sorgsamkeit und Erfolg behandelt. H. R. hat das Recht zu sagen, es gefiel mir nicht, über diese Gegenstände zu schreiben, aber das Recht des Wunsches bleibt doch auch seinen Lesern. Läge in der Aeußerung dieses Wunsches einiger Tadel, so ward er durch hohe Achtung der Talente des H. R. erzeugt. Es heißt weiter:

„Daß die pariser Theater einen so ansehnlichen „Theil des Raums einnehmen, wird den meisten „meiner Leser, hoffentlich nicht unwillkommen „seyn. Die Theater sind wirklich, von der jetzt „lebenden pariser Welt bei weiten der interessan„teste Theil u. s. w." (?)

Wie mans nehmen will. — Mir gebe diese Stelle

Anlaß über das Theater überhaupt, vorzüglich im Zusammenstellen des Französischen und Deutschen meine Bemerkungen vorzutragen. Wer aber diese Schrift in die Hand nimmt, höre eine Warnung. Der Wunsch, die Dinge nach dem Plan der Autoritäten des Tages beurtheilt zu hören, wird hier sehr getäuscht werden. Der Verfasser liest wenig, raisonnirt wenig, kennt also diese Autoritäten wenig. Um die Zahl seiner Schwächen nicht noch zu vermehren, hat er sichs indessen immer zum Gesetz gemacht, selbst in eigner Form, nicht in fremder nachzudenken. Ihm war immer das schlechtere selbstständige Resultat lieber, als das bessere entlehnte. Es ist einmal sein Geschmack. Wer den Contrast dieses Geschmacks fühlt, werfe die Schrift weg, er wird ohnehin nichts verlieren. Welchem ungeheuren Widerspruch sich der Verfasser blosstellt, das ist ihm indessen wohl bewußt, er ist aber weder der Furcht noch der Hoffnung ergeben, und keiner von beyden Rücksichten räumt er einen besondern Einfluß auf seine Empfindung ein.

Es scheint man hat den Streit über die Nützlichkeit des Theaters dahin entschieden: daß ein moralischer Effekt keinesweges, wohl aber ein ästhetischer zu erwarten sey. Da gewinnt nun, wegen der Concurrenz der schönen Künste, die Philologie Anlaß zu sehr beredten Tiraden. Es ist nur schlimm, daß wenn die Tiraden vollendet sind, man immer noch nicht weiß, woran man ist, und über die Natur des ästhetischen

Effekts gewaltig im Dunkeln bleibt. Man ist immer wieder geneigt von vorn anzufangen, oder zu fragen: vermag denn die Aesthetik nicht auf die Moral geleitet zu werden? Man kann dabey die Griechen anführen. Es sind aber wieder unbefriedigende Antworten zu erwarten. Es dürfte die Ungleichheit der Verhältnisse diametral entgegen geworfen werden, oder Forderungen an einen erst zu erschaffenden Geschmack u. dgl., worauf es denn zu dem Satz kommen mögte: das Theater ist Vergnügen, erhöhtes verfeinertes Vergnügen, weiter nichts. Es bleiben hier aber immer Cirkel, denn allerdings ist es untersuchungswerth, ob das Vergnügen etwas im Menschen zurückläßt und was es zurückläßt? Und da trifft man dennoch wieder auf das moralische. Leichtsinn über moralischen Nachtheil will nun der Aestthetiker nicht gern aussprechen, vom moralischen Vortheil will er nichts hören, auch ist bey dem genauen Begriff noch nicht recht festgesetzt: ob er nur human, oder auch vaterländisch zu verstehen sey? Mit dem letzten Wort dürfte man leicht anstoßen, könnte erwarten, daß der Griechische Patriotismus ungemein schön, der eigne sehr gleichgültig angesehn, und man endlich als ein Unheilbarer verlassen würde, ob man sich gleich der Anstrengung bewußt wäre, von der Höhe hinab und nicht vom Thal hinauf anzuschauen. Ein undankbares Thema.

Wie aber, wenn es eine höchst reizende, sogar fein-

sinnliche Ansicht der Moral, einen sehr philosophischen Patriotismus gäbe?

J. J. Rousseau, allerdings eine Competenz, hat in jenem merkwürdigen Briefe an d'Alembert das Theater zuletzt zu einem nothwendigen Uebel gemacht, die einzige gute Seite die er stehen ließ, war die: Müßiggänger einige Stunden festzuhalten, damit sie in dieser Frist nichts schlimmers thäten, als Schauspielen beywohnen. Noch dazu sagt er das einer kleinen Republik, die nicht ganz so ungriechisch war als wir. Bitter, bitter, und unhold unserm Sinn für das verfeinerte Vergnügen. Genau erwogen, werden wir indessen in Deutschland wohl alles was Rousseau spricht aufs demüthigste einräumen müssen. Man kann sagen, es ist räthlicher, nicht so genau zu erwägen. Das läßt sich hören, ist aber eine Art Obscuranz, die dem Zeitalter nicht recht anpaßt, ist eine Art Recours zu dem Ausspruch des von einigen amüsanten Menschen getadelten Wieland. Ein Wahn der mich beglückt rc. rc. Doch das sey dahin gestellt.

Ich sagte, in Deutschland würden wir einräumen müssen, was Rousseau spricht; ein anderes ists aber mit den Franzosen, obgleich der Pfeil auf sie gerichet war. Wer weiß ob auch sie einräumen müssen. Denn des Gesichtspunkts Wechsel kann auch den tiefsten Denker berichtigen; über gewisse Dinge vermag die Theorie platterdings kein Resultat aus-

zumitteln, bevor die Erfahrung nicht den Pharos strahlen ließ, und es ist sicher problematisch: ob der große Mann nach der Revolution noch eben so geurtheilt haben würde? denn in der Revolution schien sich zu ergeben, daß die Bühne eine höchst vortheilhafte Wirkung auf die Nation ausgeübt hat.

Von dem auf die Franzosen verbreiteten Geist der Ehre und des Heroismus, von der sie so ausgezeichneten Seelenstärke Schmerz und Tod ohne Wechsel der Gesinnungen tragen zu können, von dem zarten Sinn für untadelhaften Muth, den sogar Brigands äußern, muß man den Hauptgrund in ihrem tragischen Theater suchen. Diese Vorzüge, mehr ihrer Feinde Schrecken als die bessere Kriegskunst, überdauern jede politische Erschütterung, sie glänzten unter Ludwig XIV. und Robespierre, bey Bonapartianern und Chouans. Die Marseiller Hymne, deren Dichter Klopstock jenes unsterbliche Compliment machte, traf mit den Worten, le jour de gloire est arrivé, die verworfensten Sansculotts, daß sie sich dem Tode weihten. Der Tag des Ruhms ist da, *) dieser Zuruf, die Umstände mögten erscheinen wie sie wollten, wo würde er wohl ein ganzes Volk anderswärts treffen? Wo besitzt aber auch ein andres

*) Der Tag des Egoismus ist da, der Furcht, des Zwangs u. s. w. wohl eher. — Wer hierinn übrigens Vorurtheil für die Franzosen finden sollte, wird gebeten nur weiter zu lesen.

Volk so viele Theater, in denen, trotz dem Unsinn der oft einschlich, die Ehrfurcht vor Corneille, Racine u. a. nie erstirbt, und die bey ihren Meisterwerken stets von Individuen angefüllt sind, die sich an dem Feuer der Menschengröße wärmen wollen. Und wenn das nun von Jugend auf geschieht, wenn man die von den Deutschen verspotteten Sentenzen mit offner innrer Seele so viel wiederholen hört, so muß das zuletzt Realitäten im Charakter zurücklassen. Es kann nicht fehlen, und hat sich auch gezeigt. Ein Schriftsteller der oft richtig sieht, Carl v. Bülow, wirft ihren Helden vor: sie wären immer auf dem Theater, tadelt daher ihre Proklamationen, Haranguen u. s. w. Dies spricht für meine Meinung, und man kann nicht umhin, einem Staate Glück zu wünschen, der Theaterhelden der Art besitzt, die, mögen sie auch nachher noch so tief zur Frivolität der Zeit herabsinken, doch wenns gilt, einer Extase fähig sind, die den Instinkt beherrscht, vermöge des allmächtigen Zaubers der Worte Vaterland und Ehre. Man muß aber gestehen, frägt man die französische tragische Muse: was willst du mir; so kann sie bestimmt zur Antwort geben: Dich veredeln. Wie muß aber unsre dünkelnde Melpomene vor solcher Frage erzittern, die noch keine öffentliche Wirkung ausübte, als daß verschiedne Knaben zu Leipzig so vom Karl Moor genialisirt wurden, daß sie auch eine Räuberbande zu stiften beschlossen. Gelangt die Frage an einzelne, sonst mit Recht bewun-

derte Schöpfungen, wie Wallenstein, die Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, so kann nur immer erwiedert werden: ich will dich vorübergehend entzücken, dein ästhetisches Urtheil schärfen; aber von einem Totaleindruck, der im Gemüth zurückbleiben könnte, ist nicht die Rede. Ja nachdem glücklich eingerissen ward, was Lessing einst zu bauen versuchte, nachdem Anglomanie und Gräkomanie das Schöne und Gemeine bewundern lehrten, werden die Decrete des Trauerspiels so platt, daß sie ungefähr lauten wie: wenn dich friert so wärme dich, oder: wenn dichs schmerzt so schreie, es ist Natur. Ein Stück besitzen wir unter den neuern freylich, was klare Rechenschaft darlegen kann. Sie lautet aber: ich will dich niederträchtig machen! Und zwar dreht sichs in diesem liebenswürdigen Meisterwerk um Ehre. S— würde aber eine Französische Sansculottengallerie dem Alarcos zurufen; was war deine Ehre wenn Liebe sie hinwarf. Unterlag sie aber, du erwachtest, dann mußte dein Dolch in deine, nicht in fremde Brust treffen.

Hört man Deutsche über das Französische Theater urtheilen, so ist fast alles Tadel, und die Ueberzeugung liegt im Hintergrunde, bey uns sey das alles besser bestellt. Wenn aber eine tragische Literatur das schöne Versprechen: veredeln zu wollen, auch wirklich leistet; dann können einzelne Rücksichten doch wohl nie zu der Vermessenheit vermögen, ihr die un-

frige nur an die Seite stellen zu wollen. *) Man kann nicht einwenden: jene hat die Receptivität des Volks voraus. Diese Receptivität dürfte grade ihr Produkt seyn, da sie einen identischen Gang nahm, woran bey uns nicht zu denken ist. Das einfache eines identischen Ganges mußte auch den Umkreis der Begriffe unter den Ständen weniger getrennt machen; warlich kein kleines Verdienst. Wie geringe Classen in Frankreich auch das höhere Schöne empfinden können, hab ich einst mit großer Befremdung beobachtet. Es war nicht zu Paris, sondern zu Havre de Grace. Man gab Berenize von Racine. Ich trat ins Parterre und sah, daß der letzte Platz fast nur von Un=

*) Wer den Geist der Ehre und des Heroismus bey den Franzosen bestreiten wollte, den dürfte man nicht an die Schlachtfelder, sondern nur an die Guillotine führen, wo der Bube selbst ambitionirt edel zu sterben. — Weiß man andre Hauptquellen, so bitte ich meines Irrthums halber demüthig um Verzeihung. Ich zweifle aber an der Widerlegung. Es ist gar nicht zu leugnen daß Spuren von ihm bereits vor dem siecle d'or da waren, das beweißt ja unter vielen der Beynahme Bayards. Seine vorzüglichste Tradition, seine Verbreitung unter die niedern Volksklassen, hebt aber mit der tragischen Literatur an, und sicher ist die allgemeine Zweikampfssitte ein Resultat davon. Doch das kann man nicht in Weimar oder Leipzig, sondern an der Stelle selbst wahrnehmen. Und auch nur dann, wenn man's der Mühe werth findet, sich um mehr als die öffentlichen Ergötzlichkeiten zu bekümmern. — In dem Beweis: die Literatur habe sich den Nationalcharakter angepaßt, (der schwerer fallen dürfte als das Gegentheil) läge gleiches Lob für sie.

terofficieren und gemeinen Soldaten besetzt war. Ohnerachtet ich nun wohl wußte, daß man in großen Garnisonen viel auf Schauspiele hält, sie dem Militair durch Abonnements erleichtert, daß es schon bey alter Ordnung der Dinge, eigne Regiments-Theater gab, so nahm michs doch Wunder: daß ein so an Handlung armes Stück, wie Berenize, Soldaten angelockt habe. Meine Partie war bald genommen; ich begab mich auf die Gallerie, um diese Zuschauer näher zu beobachten. Es war außerordentlich, welch Interesse Corporals und Füseliers während dem ganzen Stücke zeigten. Da nun der Abschied herannaht, der hochtraurige, wie wurden die Jünglinge gespannt, sie, die Feuer der Liebe genug ahnen ließen. Kein Athem ward gehört. Die Thräne des Titus unterbrach die Stille wie ein leiser elektrischer Schlag. Ein helas seufzte auf vielen Lippen. Wie vermag ich wohl den Schwung der Einbildungskraft, deren Ausdruck die folgende Rede des Titus den jugendlichen Blicken entlockte, zu schildern.

TITUS.

Oui, Madame, il est vrai, je pleure je soupire
Je fremis: mais enfin, quand j'acceptai l'Empire,
Rome me fit jurer de maintenir ses droits.
Il les faut maintenir. Deja plus d'une fois,
Rome a de mes pareils exercé la constance,
Ah! si vous remontiez jusques a sa naissance,
Vous les verriez toujours à ses ordres soumis.
L'un jaloux de sa foi, va chez les ennemis

Chercher avec la mort, la peine toute prête
D'un fils victorieux un autre proscrit la tête.
L'autre avec des yeux secs, et presque indifférens,
Voit mourir ses deux fils, par son ordre expirans.
Malhereux! mais toujours la Patrie et la Gloire,
Ont, parmi les Romains remporté la victoire.

Während der ganzen Rede standen Rührung, Theilnahme, Mitkampf auf jedem Gesicht, der empfundenste Beyfall strömte nach dem letzten Worte aus. Es ist bekannt, daß man in Frankreich nicht wie bey uns blos den Comödianten oder Tragödianten beklatscht, nein es gilt auch dem Autor, es gilt der Handlung selbst.

Man denke was das alles sagen will. Die Kunde der Römischen Geschichte darf nicht befremden, da fast jeder Franzos die Klassiker lies't, auch die Menge der Bühnen eine so schöne Tradition befördert. Aber daß das Trauerspiel sich ein Publikum erzog, in welchem Jünglinge die Hoheit bewundern, die selbst Liebe opfert, das ist das merkwürdigste. Deutsche ästhetische Elegants würden das schön verlachen. Das dulden sie wohl, daß der Held, wenn seine Liebe misglückt, sich mordet, aber jenes Opfer hieße Unnatur und Unwahrheit der Leidenschaft. Das Urtheil muß doch aus dem Geist der Literatur hervorgehen, denn wo sonst her. Die Liebe übt ohnehin die unendliche Macht aus, die die Oeconomie der Natur fordert, sie bedarf nicht noch des Zaubers der

Dichtung. Wohl aber bedarf die Pflicht, daß das Genie sich ihr leihe, daß sie den Jüngling aufmerksam mache: je schwerer der Kampf sey, je stolzer müsse die Trophäe glänzen. Der Funken kann unter hundert vergeblichen Fällen doch einmal in einen Busen fallen, wo er verharrt, und einen Heros für die Zeit des Bedürfnisses erschafft. Daß der Mensch gut oder bös sey, ist doch der Gesellschaft nicht gleichgültig. Was entscheidet ihn aber? Die Summe der Einwirkungen. Nehmen wir nun an: es erschien ein Individuum vor einer Bühne, bey dem grade die Summe des moralisirenden Einwirkens = 1000 und die des demoralisirenden = 1000 wäre, so würde nur eine = 1 noch erfordert, um dem Charakter den Ausschlag zu geben. Die Eindrücke der Bühne dringen tief genug in die Phantasie, um einen Grundsatz nachzulassen. Und dieser wird sich dann sicher progressiv mehren. Es muß daher sehr befremden, daß Schiller, Schiller sich so vergessen kann, im Wallenstein zu sagen: „es ist nicht möglich, immer auf dem rechten Wege zu bleiben!" Göthe sagt das nemliche in der Iphigenia, doch dieser sonst große Mann vergaß sich die letzte Zeit häufig. Du sollst trotz dem Schicksal auf dem rechten Wege bleiben, oder sterben! müßte die Bühne rufen, da die, welche vor ihr stehen, ohnehin die geneigtesten sind, davon abzutreten. Ich weiß nicht, ist meine Ansicht wahr oder falsch, aber in den guten Französischen Tragödien

wird das nie gesagt. Der Bösewicht wird nie ernstlich entschuldigt. Dafür aber, o Corneille und Racine, ihr, die ihr euch der Pflicht liebt, heilige Verschönerer des Edlen, dafür wird euch auch jeder, der das Interesse der Menschheit überblickt, eine höhere Stufe des Ruhms erbauen, als den, der schmücke ihn gleich das reichste Talent, über die Folgen seiner Schöpfungen gleichgültig ist.

Das gilt indessen, wie sich von selbst versteht, der alten classischen tragischen Literatur, zu der man neuerlich vielleicht nur den Timoleon des Chenier zählen kann. Sonst hat die alles umwälzende Empörung auch hier Nachtheil genug gestiftet, daß es fast so zwecklos damit zugeht, wie bey uns. Ja viele rückgekehrte Emigranten, die in England oder Deutschland den Geschmack bildeten, portiren sich für die Vertauschung des Styls des Hohen und Reinen. Doch da alles sich der alten Tendenz wieder nähert, so dürfte vielleicht im Ganzen nichts zu fürchten seyn.

Warum besitzen wir doch keinen eignen tragischen Styl? Warum, wenn die Morgenröthe einer Originalität dämmern will, läuft es doch so bald wieder auf Nachahmung hinaus. Unser höchster Genius ruht mit einem Fuß auf der Schulter des Shakespear, mit dem andern auf der des Sophokles. Zwar wallt die Ehrentoga, die ihm der Ruhm sandte, so tief herab, daß man die Karyatiden so bald

nicht erblickt, doch kann man sich einem interessanten Traum hingeben, wenn man zu erwägen versucht, in welchem Glanz er, eine reine Manier erschaffend, oder Lessings Theorem erweiternd, gestrahlt hätte.

Eine Manier besitzen wir indessen, die originell ist, das bürgerliche Schauspiel Kotzebues. Dieser Bewundernswürdige, dem alles zu Gebot steht, um seine Gemälde auf das reichste auszustatten, edle Diktion, glühende Phantasie, psychologischer Blick, treffender Witz und vor allen eine gigantische Genialität des Darstellens, ist der einzige, den wir andern Nationen als Eigenthümlichkeit entgegensetzen können. Er ist auch der, der stets einen bestimmten Zweck aus seiner Handlung entwickelt, Moral des bürgerlichen Lebens, die auch sicher Wirkungen genug ausgeübt hat, und es bey zahlreichern, bessern Bühnen noch mehr würde, besonders wenn wir weniger Modesucht der Literatur besäßen, und nicht auf sinnlose Kritiker gehört würde. Man darf nur partheylos seyn, sein Gefühl nicht durch Kunstthesen fesseln, um es gestehen zu müssen, daß Kotzebue die vollendeteste Universalität der Deutschen, wahrscheinlich der jetzt lebenden Europäer ist. Man wird dabey immer den gerechten Wunsch anfügen können: hätte er sich doch vorzugsweise nur einer Branche gegeben, da nothwendig die Zweige eines Stammes an Gehalt verringert werden, in dem Maaß als ihre Zahl anwächst. Denn was strömte nicht alles aus dem un-

erschöpflichen Born seines Genies. Von der erhabensten Glorie, mit der er die Tugend schmückt, bis zum P — , was er freylich nicht hätte schreiben sollen, von der rührendsten Situation bis zur Burleske, von der Octavia bis zur Travestie gelingt ihm alles. Man muß gestehen (wenn mans auch nicht öffentlich wagt wie der Verfasser dieser Schrift, doch heimlich im Herzen,) daß er, und zwar ohne direkte Nachahmung, sehr nahe an Shakespear steht, wenigstens, wenn man dem häufigen Unkraut des Britten die Correktur Kotzebues entgegensetzt, so dürfte letztere das Uebergewicht an köstlichen Früchten was dort noch bleibt, wenigstens zum großen Theil compariren. Ja ich habe sogar folgendes kleine Gedicht auf Kotzebue gelesen:

Mehr wie Terenz und Molier's Meisterscenen
Preßt sein Ranudo euch Gelächter aus;
Mehr wie je Shakspear die Hussiten Thränen
Selbst weint der Recensent im Schauspielhaus;
Mehr wie bey Aeschylus und Dante mußt ihr schaudern
Vor seinem Opfertod, vor seiner Adelheid,
Zu beugend ist sein Ruhm, drum macht er daß aus Neid
Auch selbst Verständige von ihm wie Narren plaudern.

Und würde betreten seyn, wenn ich seinen Inhalt widerlegen sollte. Mir deucht, es fühlt das jeder, aber hat man sich in Ermanglung der Fähigkeit, selbst urtheilen zu können, oder in der Trägheit es nicht zu wollen, auf fremden Ausspruch gestützt, und lange nachgesprochen, so erlangt man das Schicksal der

Lügner, die zuletzt ihre Unwahrheiten selbst glauben. Falsche Prämissen wuchern reichen Unsinn, und man wird am Ende überzeugter dafür halten: von London bis Tobolsk fühle alles falsch, als daß man zu vermuthen fähig wäre, die Fahne, der man huldigt, könnte dem Irthum gehören. Wirft dann die Zeit den Staar von den Augen, so straft eine ähnliche Schaam, die einst die Verehrer Cagliostros traf.

So viel ist gewiß, nie nie genoß noch ein Schriftsteller den Triumph des Kotzebue, da er seine Gegner vor den Hussiten zu Thränen zwang. Ich sahe selbst mehrere, die mit der Afterkritik noch gehässige Absichten verbinden, die auch am andern Tage genug wider das Stück eiferten, aber bei der durchbohrenden Situation, wo das Signal zum Herbeifähren der Kleinen zu opfernden gehört wird, vermochten sie nicht zu widerstehen; Kotzebue rief die Natur auf, sie mußten weinen! Das sollte einst als Basrelief auf seinem Grabstein prangen. Und die sonderbare Carrikatur, die die Thräne auf dem Antlitz des bösen Willens zeichnete, müßte vor allen Dingen dargestellt werden.

Doch zu einigen Specialien. — Die nächste Klage, die Deutsche an der Französischen Bühne erheben, trifft die tragische Mimik, welche als Uebertreibung, Contorsion und Unnatur verworfen wird. Es versteht sich, daß wir zu dem Tadel wenig berechtigt sind, da jene Schauspieler vor Fran=

zosen, nicht vor Ausländern spielen, und es billiger ist, daß der Fremde sich zur Ansicht der Eingebohrnen bequemt, als daß er fordert, man solle seinen Prinzipien entgegenkommen. Man muß hier auch erwägen, auf welcher Stufe ungestümer Lebhaftigkeit die Franzosen stehn. *) Auch, daß der Geschmack hier weit eher eine Richtung zum Heroisch-Idealen nehmen mußte, wie bei uns, wo die Bühne größtentheils nur das bürgerliche Leben oder die abentheuerliche Ritter- und Zauberwelt behandelt. Auch in der Kritik der Franzosen, deren Enthusiasmus selten den Blick auf Nebendinge gestattet, liegt eine Entschuldigung für ihre Helden, wenn sie öfters etwas zu verwegen zu Werke, oder bei der Natur vorübergehn, was aus unsrem Gesichtspunkt durchaus

---

*) Sie bringen freilich nicht die Kälte mit, worinn unsere Schöngeister solche Virtuosität besitzen, daß nichts aus der Region der Begeistrung sie auch nur einen Moment sich vergessen läßt. Ich gestehe, daß ich mich freue, gegen diese verehrungswürdigen Herrn zurückzustehn. Einer der höchsten Genüsse, dem Anschaun vor dem Belvederischen Apoll oder der Transfiguration nahe, ward mir immer, wenn ich die göttliche Fleck den Monolog der Tekla recitiren hörte. Bey dem Lebensgipfel, auf welchen die erste Liebe trägt, ergriff mich die Erinnerung, bey dem Loos des Schönen die Melancholie viel zu mächtig, als daß ich einer Nebenidee noch fähig gewesen. Allein mehrere Herrn, dazu zehn Jahr jünger als ich, hört ich dabey so viel Poesie der Critik entwickeln, daß ihre Prosa nicht genug zu bewundern war.

nicht zu rechtfertigen wäre. Hiebei befremdet mich aber aufs äußerste, daß meines Wissens, niemanden von uns folgende so schwer erklärbare Thatsache auffiel. Wir betrachten unsre westlichen Nachbarn als das corrupteste aller Völker, ihre Hauptstadt als die Darbieterin der entnervendsten Genüsse. Wir kennen selbst die beugenden Resultate der Ausschweifungen. Wie soll man nun aber die Erscheinung deuten, wenn ein Pariser Tragiker vom Anfang bis zum Ende seiner Rolle, ein Quantum physischer Kraft aufwendet, was den Athleten, nicht den Entnervten bezeichnet. Ein Quantum physischer Kraft, eine Spannung des Affekts, sag ich, die in Deutschland, wo man sich sonst des Vorzugs der Stärke rühmen mögte, immer nur zur Hälfte erreicht werden. Denn was vermögen doch unsre Theaterhelden hierin zu leisten? Der Schwung weniger Minuten wirft sie schon zur Gewöhnlichkeit zurück. Wie kurze Frist vermag Iffland im hohen Feuer auszudauern, wie früh wird Brockmann erschöpft, wie coercitiv muß der robustscheinende Mattausch verfahren, wenn er für den entscheidenden Moment nach Vermögen aufsparen will, was denn doch oft in der Extremität kaum den Reichthum aufstellt, womit ein Talma anfängt. Die von Hrn. R. weiterhin verspottete Maillard der großen Oper, muß doch neben dem gerechten Tadel die Frage veranlassen: wie kömmts, daß durchaus auf keiner Bühne des h. Römischen Reichs eine so kräftige

Heroine zu finden ist? Wie wenig leistet die geniale und artistische Unzelmann, sobald es Energie gilt, wie in Maria Stuart? Wenn die kunst- und talentreiche Meyer als Lady Makbeth auftritt, so bleibt sie, die sonst nicht Schwächliche, doch weit von dem Bilde zurück, was sich die Phantasie von der konventionellen Furie entwarf. Sieht man dagegen eine Fleuri als Gabriele de Vergi, eine Contat (die dabei sicher der Vorwurf verletzter Weiblichkeit nicht trift), und eine Menge ähnlicher Erscheinungen, so muß es Wunder nehmen, daß keiner den Widerspruch zu enträthseln versucht: Die Stärke unter den Entkräfteten. Das Temperament entscheidet hier nichts, es muß etwas organisch-gesetzliches zum Grunde liegen, dessen Ausmittelung mehr der Mühe lohnen würde, als viele Dinge, worüber Reisebeschreiber solche Fülle von Auskunft geben. *) Doch zum Faden.

---

*) Man kann die üppigere Vegetation, den Einfluß der Thyrsusstäbe anführen, was für den Brownianismus reden würde. Andre Erscheinungen widersprechen hingegen. Man sieht Subjekte, deren Zustand nicht auf nährende Diät schließen läßt, bey Freudengelagen zugleich tanzen und singen, es ist bekannt was die Soldaten durch rasche Manoeuvres, forcirte Märsche, Schnelligkeit der Flucht u. s. w. vermögen, und doch leben sie mäßiger als Östreicher und Preußen, und sind eher geneigt, ihren Sold auf Näschereyen als geistige Getränke zu verwenden. Und nach der ärgsten Tags-Strapatze, wo sie vielleicht Kanonen über Gebirge schlepp-

In einem andern Fach sind die Franzosen aber wahrhaft voraus, in der phisiognomischen Aktion. Bei uns wird das Beste hierin durch Anwendung der Tinten geleistet. Das war Schröders Hauptstärke, so wie Iffland in der Erinnerung und im Essighändler sein Gesicht sehr entsprechend zu malen weiß. Aber sonst wollen die charakteristischen Muskeln, die Sprache des Blicks gar nicht gehorchen, wogegen jene Haß, Wuth, Eifersucht, Leidenschaftskampf, Gemüthshoheit, Zärtlichkeit u. s. w. so bestimmt zu geben wissen, daß sie auch in der Pantomime den größten Theil des Effekts hervorbringen würden. *) Zu Hin-

ten, durchtanzen sie oft noch die Nächte. Der Henker erkläre dies Phänomen. Man muß annehmen daß der Reitz des Willens durch die Erziehung gestärkt, auf den Organism eine Potenz ausübt, die uns noch unbekannt ist.

*) Manche glauben nicht an die Möglichkeit dessen was, sie nicht schon sahen. Pestalozzi zeigt wie viel geistige, jeder Voltigeur wie viel cörperliche fähigkeiten der Mensch schlummern läßt. Baron hat das Blut so in seiner Gewalt pehabt, daß er bey den Versen;

Là on voyoit par un effet contraire,
Leurs fronts rougir de joie, et paillir de colère.

mit den Worten erröthete und erblaßte. Das war nun freylich unnütze Grimasse, zeigt aber was ist. Um aber nicht ungerecht zu seyn, muß hier angeführt werden, daß einer in Deutschland viel mit der Phisionomie und dem Anstand zu leisten vermag, Lange zu Wien. Schade daß er bereits alt ist. Dieser entwirft seine mimischen Criterien immer erst als Maler. Ueberhaupt ein liebenswürdiger Künstler.

sicht des malerischen Anstands, der Assürance, der Tournüre, kann man (es ist drückend, so etwas aussprechen zu müssen; indeß die Wahrheit, auch die bittre, ist verehrlich) mit rechtlichem Grunde anrathen, unsre Besseren dort bei den Letztern, fast mögte man sagen, bei den Comparsen in die Schule zu senden. Nicht viel günstiger stehts bei uns mit dem Weltton, dem Accent der Contemplation, dem Vortrag des Witzes, und dem größern Theil des Feinkomischen. Es ward während meiner Anwesenheit zu Paris auf dem scurrilischen Theater Montansier eine kleine Vaudeville, la banqueroute du savetier, gegeben, worin ein Schuster, ein Schuhflicker und ein Reitknecht die Hauptrollen sind. Sie wurden mit einer Art ausgeführt, die alle Trivialität entfernt hielt, dem Zartsinn der Madame Recammier selbst nicht anstößig werden konnte, und dazu weit mehr Natur (wenigstens nationale) als gewöhnlich blieb. Das wäre gar nicht bei uns zu suchen.

Es ist überhaupt ein sehr eingeschränkter Zirkel, in welchem unsre Jünger der Thalia sich zu bewegen vermögen. Der Herr Bernhardi sagte einmal: Voltaire sey leer, der Schauspieler müsse ihn suppliren. Zu der Täuschung, Voltairen leer zu finden, kann nun eine so sonderbare Leitung des Geschmacks wie die unsrige, leicht führen; indeß liegt in der Forderung an Schauspieler, die so weit entfernt sind, den leeren Voltaire geben zu können, ihn zu sup-

pliren, etwas ungemein Spaßhaftes. Man ergötzt sich noch mehr bei der Satyre, wenn in dem Ausspruch des Herrn Bernhardi etwas von der Ueberzeugung liegt, sie vermögten das wirklich, oder hätten wohl gar sein Problem schon gelöst. Die bestimmten Individualitäten des mittlern bürgerlichen Lebens, und die Ritterwelt, die vor einer Generation, die das Original nicht sah, schwer zu vergreifen wäre, und damit ists am Ende. Das Glück scheint hier auch gar nicht zu lächeln; trift man einmal eine Natur, so fehlt die Kunst; ist diese vorhanden, so versagt jene. Eine ehrenvolle Ausnahme machen hier aber oft die Damen, unter diesen vor allen die zauberische Fleck, von der die Alten würden gedichtet haben, Melpomene selbst wandle in ihrer Gestalt. Kotzebue, der unsre Schauspieler kennt, hat auch grade für ihre Potenzen geschrieben, mit Ausnahme der Octavia, und da müßte es denn wieder sehr ungerecht seyn, wenn man nicht einräumte, daß sie da sehr viel leisteten und leisten, besonders der erste Schauspieler, der noch die deutsche Bühne betrat, der verstorbne Fleck. Sein Prediger im Kind der Liebe, sein Rolla, auch sein Karl Moor, Otto von Wittelsbach u. s. w. gehören alle in diese Kathegorie. So auch die Fächer, worin die Iffland u. s. w. glänzen. Charakterrollen gelingen oft recht lobenswerth, so wie die Schauspieler (aber immer nur in dieser Sphäre) häufig fähig sind, bestimmte Individualitäten aufzufas-

sen. Ein anderes ists aber in Lessingschen Stücken, wo die Individualitäten nicht so in die Augen fallend dastehn, sondern dem Hauptkolorit immer noch eine Nebentinte anhängt, was, beiläufig gesagt, oft eine feinere Naturtreue ist, wie das Bestimmt-charakteristische, was man im gemeinen Leben gar selten trift. Im Idealen würde es allerdings ein Fehler seyn, ein bedeutender Fehler, nicht aber für die Schilderung der Wahrheit. Nun ist da zum Beispiel der Charakter des Tellheim; da verzweifle ich, daß einer der lebenden deutschen Schauspieler fähig seyn würde, ihn zu liefern. Wie man ihn noch immer sah, das war nur eine Satyre auf ihn. In diesem Charakter sind Biedersinn, Edelmuth, Aufklärung der Zeit, Freundschaft und Liebe durch das Gespenst der Reputation so verwirrt, daß das Ganze in allen Theilen verschoben erscheint, bis die Catastrophen es integriren. Das darzustellen, dazu gehört freylich sehr viel, so wie auch die Schöpfung zu dem Bewundernswürdigsten gehört, was jemals die bildende Psychologie unternahm. Man sucht vergebens im Shakespear etwas ähnliches. Und wenns gleich nicht auf den ersten Moment so scheinen sollte, doch die treuste, wahrste Natur. Tellheim ist ein Monument des Preußischen Offiziers des siebenjährigen Kriegs. Man konnte damals solche Männer zu Hunderten finden. Mit ihnen wurden die Trophäen von Leuthen, Zorndorf, Torgau gesammelt, durch sie wurde das Wun-

der möglich, daß eine Kraft gleich 1., einer Kraft
gleich 100, Widerstand leistete, was eine bücherver-
zerrte Nachgeneration mit elender Undankbarkeit ver-
gißt. Ich bitte nur bei der Beurtheilung Lessings,
als Tellheims Schöpfer, jeden blos gelehrten Herrn,
mich mit seiner Kritik zu verschonen. Denn da ich
(leider — oder auch nicht leider) selbst lange Jahre
Preußischer Offizier gewesen bin, und mich an der
Glut eines Wahns erwärmt habe, der einem Staat
unendlich zuträglicher ist, wie die ganze kritische Phi-
losophie, so muß ich den Tellheim durchaus richtiger
beurtheilen können, wie ein berühmter Professor, der
zu aufgeklärt war, sich mit einem Wahn vertraut zu
machen. Ueberhaupt ists bei vielen Gelegenheiten
dem Urtheil vortheilhaft, ungelehrt zu seyn. Wird
zum Beispiel nicht ein Mensch von gradem Herzen
und gradem Kopfe, der nie hörte, daß eine Urtheils-
fabrik unter der Firma: Gebrüder Schlegel et Comp.
existirt, über ein Kotzebuesches Schauspiel viel ge-
scheuter aussprechen, wie jemand, der sich durch ihre
Lektur oder Vorlesungen die wahre Empfindung äf-
fen ließ? Dies scheint nicht hierher zu gehören,
aber gegen eine Kritik, die häufig unrechtliche An-
griffe führt, ist die Vorsorge der Trutzwaffe nicht zu
verargen. Der rechtlichen Kritik werde ich den rein-
sten Dank wissen, wenn sie mich berichtigt.

Kehren wir zum Theater, und den Lessingschen
Individualitäten, wo ich mich aber noch folgender

Bemerkung nicht enthalten kann. Wir freuen uns freilich der bestimmten Zeichnungen, die auch nur das Genie leisten kann. Es scheint uns dabey immer, als hätten wir dergleichen schon gesehen. Aber sollte das nicht eine Täuschung seyn? Sollten die concret zusammengetragnen Grundzüge nicht die Phantasie erst zum Entwurf des ganzen Bildes reitzen, was wir nimmer, oder doch höchst selten in der wahren Welt erblickten. Je wahrer aber einzelne Data sind, je eher werden wir an den Prozeß der Phantasie gemahnet werden. Freylich bleibt bestimmte Charakteristik das vorzüglichste und allgemeingültigste, und das Abweichen von der Regel ohne Lessings Geist wird dieselbe Erbärmlichkeit werden, die wir so oft wahrnehmen, wo es nicht zum Erheben zur Regel gebracht wird. — Bey dieser Gelegenheit fällt wohl jedem unser großes classisches Trauerspiel Emilia Galotti ein. *) Es ist kläglich, daß man dies Meisterwerk rgend in Deutschland nur nach mäßigen Forderungen der Critik sehen kann. Ist man ein-

---

*) Oder ists nicht classisch? Wollen wir durchaus nichts classisches besitzen. Soll das Pereat einiger literairer Renommisten authentisch seyn den funfzigjährigen Ruhm hinzuwerfen? Ich fürchte kein Ja bey meiner letzten Frage, was warlich vor zwey drey Jahren zu fürchten gewesen wäre. Nun ist der Schwindel schon merklich im Sinken. Junge Leute schämen sich häufig, daß einige philologische Talente (sonst schätzbar) sie bestechen konnten, vernunftwidrigen Aussprüchen zu huldigen.

mal so glücklich die Fleck zu Berlin in der Hauptrolle zu bewundern, so erhält man daneben einen Papageno zum Kammerherrn. Wird man durch das Streben der Unzelman, der Orsina Raisonnement gut zu liefern, befriedigt, so mislingt wieder der Charakter, und die Gestalt widerspricht der cholerischen kräftigen Natur die man hier erwartet, völlig. Aber würde selbst das sämmtliche Personal von Wien, Berlin, Prag, Weimar, Königsberg, Frankfurt, Hamburg, Altona, Breslau (die übrigen sah ich nicht) vereinigt, man brächte doch keine lobenswerthe Emilia Galotti zusammen. Es ist keiner fähig das Charakteristische des Fürstenanstands zu geben, um so mehr eines Hettore Gonza, in welchem florentinischer Kunstsinn, Dignität, moralische Grundsätze, Verführbarkeit, Machiavellismus und Liebe so seltsam zusammen liegen. Unsre Beschort, Opitz, Klingmann lassen gar nicht ahnen, daß sie einer Analytik dieses Charakters fähig wären, viel weniger daß sie ihn in sich aufzunehmen verstünden. Orenheimer als Marinelli giebt nur den Buben, nicht den Höfling. Wo wäre seit Fleck, der die Würde der Tugend in seiner Gewalt hatte, wohl ein Odoardo? Wo ein Appiani, dessen einfacher Edelmuth, bey dem scharfen Ehrgefühl, auch dargestellt so für sich gewönne, als beym Lesen. Es ist merkwürdig daß einer der ersten, Iffland, bey diesem Stück gar nicht mit Erfolg anzustellen ist. Dem Conti ist nicht nur seine Natur zu-

wider, da man einen jungen feinorganisirten Künstler erwartet, sondern er vergreift ihn noch obendrein, wie mir wenigstens scheint. Denn in der Stelle: „gleichwohl hat mich dies noch immer sehr unzufrieden mit mir selbst gelassen" u. s. w. muß nach meiner Einsicht das Gefühl, und in der: „dieser Kopf, diese Stirn, dieses Auge ꝛc. sind mein einziges Studium der Schönheit" u. s. w., die Reflektion dominiren, was er umgekehrt behandelt. Ich will aber auf meine Meinung keinen Werth legen, ich kann irren, es ist auch die Frage ob unser Publikum so was genießen würde, denn wahrlich hier führen feiner critischer Geist und Ignoranz, Feuer und Kälte, Innigkeit und herzlose Plauderey in seltsamer Mischung, zu so seltsamen Forderungen, daß so wie die Pariser Academie unter Ludwig XIV. einst die Preisquästion stellte: quelle est la plus grande de toutes les vertus du Roi? man hier fragen kann: welches ist die größte Inconsequenz des Publicums zufolge seiner allgemeinen Aeußerungen? Denn es fühlt, und wagts nicht durch Beyfall zu gestehn, es mögte sich ergötzen und gestattet sich das Lache nicht, es pocht, wo es nachher zwanzigmal zuströmt, und klatscht wo es gähnte. Es fordert das Neue und behandelt es ungerecht, es achtet das Alte und will es nicht, wiewohl in alle dem wieder abwechselnd. Das beeinträchtigt übrigens die ausgemachte Wahrheit nicht, daß man nirgends so viele feine und

weitentwickelte Critik findet als in Deutschland, was die Sphäre unsrer Literatur betrift, und das meistens wohl zu Berlin. Dieser Vorzug ist ein Produkt der Vielseitigkeit unsrer Literatur, die die Critik häufiger übt als anderswo. Es giebt mehr im Allgemeinen nachtheilige Dinge, die einzelne nützliche Folgen haben.

Aus dieser wohl zu langen Abschweifung sollte das Verhältniß unsers Theaters zum Französischen nicht nur etwas wahrer wie gewöhnlich bestimmt werden, sondern über seine Würdigung überhaupt einiges ernste Nachdenken hervorgehn.

Wenn nun Hr. R. voraussetzt: es werde den meisten Lesern willkommen seyn, daß die Pariser Theater vorzüglich in seinen Briefen betrachtet würden, und hinzufügt, sie wären bey weitem der interessanteste Theil der jetztlebenden Pariser Welt, so beurtheilt sich das folgendergestalt:

Haben wir eine neue Behandlung des Gegenstands zu erwarten, in welcher der immer bisher mit Vorurtheil umnebelte Blick entschleyert auftritt, in welcher der Effekt des Theaters aufs bürgerliche Leben nicht wie gewöhnlich übersehen wird, in welcher Vorschläge enthalten sind: wie wir das uns näherliegende, homogenere Gute der Französischen Bühne als der Griechischen, uns zueignen könnten, und das auf eine Art, die dem sonst Vorzüglichen in unserm Geschmack unbeschadet blieb; dürfte man Winke hoffen:

wie das unseelige Ephemeron bey uns mit einer zuträglichern Permanenz zu vertauschen sey; wie die Bühnen national werden, und zwischen den durch Urverfassung und Confession gespalteten Germaniern ein Band werden könnten, was vielleicht beytrüge, zur Zeit des Bedarfs die immer mangelnde Harmonie zu gründen; ferner, wie eine Erziehung bessrer Schauspieler zu erzielen sey, und ähnliche Ansichten; so würde das allerdings jeden denkenden Leser zum Dank verpflichten, und da H. R. noch ein ausschließlich eignes Werk über diese Materie verspricht, so wollen wir viel hoffen. Daß dieserhalb Vorschläge des Wahrbessern, Anerkennung finden werden, ist immer nicht zu erwarten, da Erfahrung lehrt, daß gewöhnlich bey uns nur mittelmäßige durchgehn, wenn der Projektant nur etwas politisch gilt, oder savoir faire hat. Mit trotzender Beharrlichkeit sind sogar einfältige Neuerungen durchzusetzen, worüber manches videatur anzuführen wäre.

Soll dagegen die Relation nur das alte Thema variiren, so ist zu glauben, denkende Leser werden Protest sprechen: daß das Theater das wichtigste von der jetztlebenden Pariser Welt sey, ob schon ein bedeutendes Fragment der eleganten Welt sehr gern wird berichten hören, wie der Comödiant N. N. sich von seiner Rolle aquitirt habe. Aber näher erwogen, handelt auch dies Fragment der eleganten Welt wider seinen Vortheil. Das Sublimiren der Theatercritik

führt zur Verleidung. Kleinstädtern vermag eine miserable Streifbande Herz und Diaphragma weit mehr zu erschüttern, wie sogenannte Meister den Residenzwohnern. Ja vor zehn Jahren noch sah man weit mehr wahre Rührung zu Berlin, wenn der gewaltige Fleck, bey dem das Sprichwort galt: was vom Herzen kömmt, geht zum Herzen, in edlen Rollen exzellirt hatte. Jetzt wird durch das Vortreffliche ein Entzücken hervorgebracht, was viel zu beredt ist, als daß man seiner Innigkeit trauen könnte. Fast scheints, es wurde nicht nur an Tiefe verloren, was die Ausdehnung gewann, sondern noch mehr. Der Schönheit ist viel Zergliederung selten zuträglich. Man fühlte schon das Individuum des Schauspielers, versuchte zu Weimar ihm mit der Larve auszubeugen, wiewohl vergeblich, da die bekannte Stimme immer wieder daran mahnt. Des Genusses beßte Hälfte schwand bereits, wenn man nur immer den Lange, den Iffland, den Scholz sieht. Kömmts nun erst dahin, daß die Züge der Phisiognomie empfunden wird, und das Knabensinnige in der Ergötzlichkeit am bunten Flitterstaat, dann muß der Entschluß sehr nahe liegen, daheim zu bleiben. Ohne noch so weit vorgedrungen zu seyn, weiß man schon häufig, daß ein Shakspearsches und eben so ein schönes franzősisches Stück gewaltig darunter leidet, wenn man es darstellen sieht, und das Lesen gerathner ist, wo man seiner Einbildungskraft überläßt, die Gestalten zu er-

schaffen. Wer fand noch je den Othello, den Makbeth, den Romeo, auf den Brettern, der am Buche vor dem innern Sinn aufstand. Die Fälle, wo eine Fleck als Thekla die Phantasmen zu Boden wirft, sind äußerst selten. Wen neckt es nicht schon satyrisch genug, Heldenmuth, Tugend, einfache Natur und Unschuld mit einem Gesicht erscheinen zu sehen, auf welchem kein Pinsel den Contrast vertilgen will, wer lacht nicht bey den vorgezeigten Völkern, Städten, Meeren, Gewittern u. s. w. Kurz es gilt hier Göthens niedliche Fabel vom Schmetterling. Ein Retardiren des Criticismus dürfte wahrlich dem Genuß zuträglich seyn. Und nun vor der Hand genug davon.

Hr. R. ist vor Mainz gewarnt worden, in Rücksicht der Visitationen; es ist wahr sie sind weitläuftig, indessen darum diese reizend gelegene Stadt zu meiden, würd' ich doch keinem Reisenden rathen. Mit jener Umständlichkeit wird man doch bald fertig, und es wäre Schade, sich deshalb um den an Schönheit so reichen Prospekt zu bringen, mit welchem man zauberisch überrascht wird, wenn man über Hochheim hinaus ist. Von einem sanft ablaufenden Berge hinab erblickt man vor sich den majestätisch schönen Rhein, mit dem links die Silberfluthen des Mains sich vereinigen. Die berühmte Feste mit ihren vielen

Thürmen, nicht ohne Merkmale der letzten Zerstöhrung breitet sich am jenseitigen Ufer aus, und scheint durch die Schiffbrücke den Wanderer hereinzuladen. Zu beiden Seiten, im Vor- und Hintergrunde malerische Rebenhügel, gothische Ruinen, Flecken, Dörfer in der lachendsten Mischung. Besonders zieht die Ansicht rechts nach St. Goar zu, unbeschreiblich an, denn hier verengt sich das Strombette zwischen zakkigten romantischen Felsgruppen. Der Gedanke an alles, was auf diesem merkwürdigen Punkt seit Britannicus her geschah, die Ahnung was noch geschehn wird, machen den Standpunkt auf dem Berge vor Hochheim überaus interessant. Man ist auch geneigter, mit schwärmerischer Phantasie in Vorzeit und Zukunft zu blicken, weil man gewöhnlich in Hochheim nicht vergaß anzuhalten. Wem würden an der Nektarquelle nicht die Hagedorn und Gleim beifallen, und ihn nicht mahnen, dem Thyoneus eine kleine Huldigung darzubringen. Darauf wird denn die Contemplation so ideal, hat man eine Geliebte daheim gelassen, so wirft der Genius ihr Bild in die Landschaft, die Phantasmagorie erweckt mehr Gestalten, und der Betrachter mit glühendem Antlitz aus seinem Wagen gestiegen an einen Thyrsusstab gelehnt, dient zugleich andern die Ansicht malerischer zu machen. Das alles muß man sich aus Furcht vor einigen Preposé's und Douaniers nicht rauben. Auf den Büreaus wird man anständig behandelt. Hr. R. schil-

dert die Zolljäger als Liebhaber eines Sechslivres-thalers. Ja nun, wie kanns nach so vielem Wechsel der Ordnung der Dinge, wo niemand, der eine Stelle am Morgen bekleidet, weiß, ob er nicht am Abend schon wird entsetzt seyn, wohl befremden. Die Officianten scheinen mit wenigen Ausnahmen den Vorwurf nicht verdienen zu wollen, der jenen Amtsentsetzten traf. Diesem sagte man: das Langohr sey an die Krippe gebunden gewesen, warum habe es nicht genossen? Jene sind Schleglianer, Consequenz ist ihre Tugend.

Auf dem ganzen Wege von Oppenheim bis Mainz gewinnt Hr. R. ungemein für sich. Eine so lebensfrohe humane Ansicht aller Gegenstände. Eine so frische Darstellung. Partheyloses Urtheil. Interessante Nebenbemerkungen. Sehr liebenswürdig erscheint er, als der junge Mensch in Gefahr war, an seinem Wagen das Leben zu verlieren. Sein gefährliches Zuspringen um Rettung ehrt den Menschenfreund ungemein, und die ungekünstelte Schilderung davon bewährt die Herzlichkeit. Die Scene im Posthalterhause mit dem idillarischen Mädchen, die dem Chasseur verlobt war, glaubt man vor sich zu sehen. Es ist wahr, man findet in Frankreich weniger malerische Schönheit unter den Einwohnern, aber was einmal schön ist, ists dort mehr als irgendwo, des Betragens halber. Auch überrascht es sehr angenehm, wenn die Landmädchen durch ihre Unterhaltung einen

viel weitern Ideenkreis darlegen als anderswo, und doch nicht die Erwartung bestätigen, die daraus schon etwas verstädtetes affektirtes folgern mögte. Nichts weniger, Natur und Naivität selbst. Die ländliche Welt, die man in Röschen und Colas sah, erblickt man in den französischen Dörfern wieder, wogegen unsre derben Landbewohner denn gewaltig abstechen. Die Dorfleute im nördlichen Deutschland (im südlichen weniger) sind größtentheils so blöde, so mistrauisch gegen den Reisenden; in Frankreich frage man die letzte Dienstmagd, sie wird mit Freymuth und Artigkeit antworten. Scherzt man, so weiß sie alles mit Decenz und Laune zu behandeln, das gewährt unterwegs manche Unterhaltung. — Wenn Hr. R. einen Blick auf die Natur wirft, so giebt er das Gesehene so in Göthens schöner Manier wieder, daß man dabey lebhaft wünscht, er hätte mehr von den reitzenden Gegenden gesagt. Zwar gings schon auf den Winter, aber die Natur verliert ihren Reitz nie ganz, und sie erscheint in mannigfaltiger Schönheit auf dem Wege nach Paris. Ich bedaure, daß Hr. R. nicht die lieblichen Bergwaldungen von Clermont, wo der Telegraphencours durchgeht, noch die elysischen Esplanaden um Chalons schilderte. Eben so das reizende Marnethal mit den alten Burgen, zwischen Epernay und Chateau-Tierri. Auch die weitfortlaufenden Gärten jenseit Meaux. Allenthalben, wie er auch erwähnt, steht die Obstcultur auf einer hohen

Stufe. Sehr richtig sind die Bemerkungen über den Champagner-Wein, der freylich bey uns nicht ächt zu erwarten ist, da er wo er wächst, in so hohem Preise steht. Ich weiß nun aber nicht wie es kam, mir schmeckte der Champagner zu Chalons und Epernay nicht so gut wie in Deutschland. Am vertrefflichsten hab ich für meine Person ihn in Polen gefunden. Lag das nun an den Nebendingen, (man trinkt ihn dort häufig in der Gesellschaft der liebenswürdigsten Weiber in Europa) oder an meiner schlechten Kennerschaft, genug mir schiens so. Von seiner belebenden restaurirenden Kraft wurde ich aber in Chalons recht überzeugt. Um die Situationen der Armee'n im Jahr 1792 näher kennen zu lernen, hatte ich die Gegenden von St. Menehould, Grandpré, Valmi u. s. w. zu Fuß durchwandert, war weit von der Heerstraße abgewichen, wo auf den Dörfern nur schlechte Viktualien und ein elender junger Wein zu bekommen sind. Die Säure des letztern schien mir unzuträglich gewesen zu seyn, und die Strapazen hatten mich auch sehr mitgenommen. Da ich aber Strapatzen eben nicht achte, und wohl schon einige hundert Meilen zu Fuß zurücklegte, so setzte ich meinen Weg fort bis Chalons, wo ich die Diligence oder den Courier de la malle nehmen wollte. Einige Lieues von dieser Stadt aber wurde ich von einer so großen Schwäche überfallen, daß ich am Wege niedersank. Mein erschrockner Bedienter that

alles, mir beyzuspringen, ich quälte mich zum nächsten Dorfe, wo ich mit einem Bauer einig ward, mich auf einem zweyrädrigen Wagen nach Chalons zu bringen. Unterwegs litt ich an den heftigsten fieberhaften Symptomen, die sich mit der Annäherung an die Stadt bedenklich mehrten. Ich vermogte sogar die stoßende Bewegung des Fahrzeugs nicht mehr bis hinein auszuhalten, sondern stieg im ersten Wirthshaus vor dem Metzer Thor ab. Mein Bedienter mußte mich ins Haus führen. Ich forderte nun gleich eine Bouteille des mousseux, der auf den Dörfern nicht zu erhalten war, und fühlte nach dem ersten Glase neue Lebenskraft. Die Fieberbewegungen schwanden, wie ich die Flasche weiter leerte, und waren, da der versiegelte Körper entseelt war, völlig verschwunden. Eine solche phlogistische Potenz wird freylich wohl nur der ächte enthalten, nicht die Lütticher Fabrikation. Daß aller Champagner ächt seyn sollte, der außerhalb Frankreich konsumirt wird, läßt sich auch gar nicht denken, diese Provinz könnte die Menge nimmer hervorbringen. Was wird nicht nur in Rußland und Pohlen getrunken. Dem sey nun wie ihm wolle, der gekünstelte Champagner ahmt die Wirkungen des Originals in Absicht des kurzen jovialen Rausches glücklich nach, sein Geschmack ist größtentheils angenehm und er scheint keine schädlichen Mischungen zu enthalten. Dagegen sind die Verfälschungen, die sich unsre Weinhändler mit andern Französischen Weinen gestatten, von so nachtheilige,

Art, daß man sich billig wundern muß, daß die Polizei keine ernsten Vorkehrungen dagegen trifft. Das gilt auch vom Mallaga und Portwein, die oft wie ein andres aqua tofana zu betrachten sind. — H. R. erzählt die Geschichte mit dem Postillon, dessen Ehrgefühl das Schimpfwort coquin nicht ertragen konnte, und der sich aus Verzweiflung die Haare ausraufte. Bey diesem einzigen Postillon lassen sich merkwürdigere Betrachtungen anstellen, als die meisten Reisebeschreiber über ganz Paris liefern, wenn man sich auf die Fragen einläßt: woher diese hohe Ambition bey den niedern Classen? was leistet dies unter den niedern Classen verbreitete Gefühl dem Gemeinbesten? welches wären die Mittel, es auch in Deutschland zu erzeugen? Die Postillone sind alle sehr höflich, gewandt, und rasch. Besonders fuhr ich mit einem von Longwy (denn ich war von Mainz den Rhein hinunter bis Koblenz, von da über Trier und Luxemburg gegangen), den man an einem kleinen Deutschen Hofe immer als Kammerherr hätte anstellen können. Bey solcher Gelegenheit denkt man gewöhnlich an die unsrigen zurück, und das, wie sich wohl versteht, nicht mit Vergnügen. Sie sind sich aber in Deutschland nicht gleich. In den Rheingegenden kann man schon mit ihnen zufrieden seyn, noch mehr in Schlesien, weniger in Sachsen, aber in der Mark — Es ist gar nicht zu ergründen, weshalb sie grade hier in der Nähe einer großen verfeinerten liberalen Stadt so im Widrigen exzelliren. Das

es wahr ist, darin sind längst alle Reisenden einig. Sich zu überzeugen, darf man nur eine Stunde nach dem Posthause zu — gehen und man wird einen ganzen Kalathiskos Grobheiten sammeln können. Und nicht nur Grobheit, auch so eine inhumane Widerwärtigkeit ist hier habituell. Merkwürdig war mirs einmal, da ich vor dem Posthause einen Wagenmeister sah, mit dem seine Frau grade etwas zu reden hatte. Während ihres Gesprächs trat jemand heran, und fragte nach etwas die Post betreffend. Die Frau gab Auskunft. Ohne aber noch abzuwarten, daß der Fremde sich entfernt hatte, verwies der Wagenmeister seiner Frau ihr Betragen nachdrücklich, wobey er hinzusetzte: wenn man hier jedem antworten wollte, der früge, so müßte man viel zu thun haben. Die Behandlung in jedem Posthause steht mit dem Betragen der Postillone in ziemlich analoger Verbindung. Es verkürzt die lange Weile, wenn man im Reisen auf so was aufmerksam ist, so wie auch die Nüancirungen, wenn man sich einer Provinz nähert, in der man einen höflichern oder plebejischern Ton zu erwarten hat. Ich reis'te einmal mit einem jovialen Gefährten von Breslau nach Berlin. Wir beschlossen, um die Gradationen der verminderten Artigkeit wahrnehmen zu können, in jedem Wirthshause, was zu den Posthäusern gehörte, (nicht in den Posthäusern selbst) der Wirthin den Antrag zu machen: uns zu küssen. Nahe bey Breslau ward das

mit einem „bitte gehorsamst" beantwortet. So lange wir in Schlesien blieben, giengs immer gut, es hieß: „die Herrn spaßen wohl, es wird ihr Ernst nicht seyn u. dgl." Wie wir uns jedoch dem Herzogthum Krossen näherten, zeigte sich schon etwas Unwillen im Blick. Zwischen Krossen und Frankfurt traten die „lassen Sie mich zufrieden," oder die höhnende Mine ohne Rede ein. Hinter Frankfurt a. d. O. hubs aber derb an. Die Anträger wurden in der dritten Person abgefertigt, und das energisch; ja im letzten Wirthshause vor Berlin antwortete die entbotne Küsserin, durch eine leicht erhebende Bewegung des Kleides, die uns das Geschick preisen ließ, daß dies die letzte Probe war. Man sollte nicht glauben, daß die Echellons zwischen dem „bitte gehorsamst" und dem Faltenwurf so geometrisch liegen könnten, da der individuelle Charakter viel abzuändern scheint. Das ist demungeachtet nicht der Fall. Es ist aber hier vom Betragen die Rede. Die unhöfliche Märkerin konnte übrigens eine schätzbarere Moralität haben, als jene. Hin und her könnte man bey neuetablirten Subjekten wohl eine Ausnahme wahrnehmen, aber sind sie erst lange im Metier, dann wirkt die Tradition des Landesgebrauchs auf sie, nach sehr genauen Gesetzen. Der Nachahmungstrieb ist viel fester im Menschen begründet, als man glaubt. Es ist dabey aber schwer zu ergründen, was die primitive Ursache der Erscheinungen seyn möge. Warum zieht die eine

verfeinerte Stadt eine verfeinerte Halone um sich, wie Breslau, oder Leipzig, und die andre wieder nicht. Wenn man die Country von Hamburg sehr grob findet, und die von Danzig weit höflicher, so erkläre man doch einmal dies Phänomen, da der städtische Hamburger unstreitig dem Danziger weit an Cultur voraus ist. Weshalb ist Schlesien dem äußern civilisirten Betragen der untern Stände nach, von denen hier nur die Rede ist, (die obern modelten sich ja in der ganzen Christenheit ziemlich nach der Form des comment vous portez vous) die erste Provinz Deutschlands und nächstdem Sachsen? Man kann für Schlesien die polnische Nachbarschaft anführen, da der Pohle in der That überaus höflich ist. Allein warum hat sich denn der nachbarliche Einfluß nicht auf die Neumark Brandenburg ergossen? Spricht für Sachsen die liberale Regierung der Auguste, warum entstand andrer Orten durch ähnliche gebildete Höfe nicht ein solches Halon. Aeußrer Einflüsse halber wäre zu vermuthen, Sachsen müßte überaus buntschäckig seyn und hat gleichwohl eine scharfe Integrität. Außer dem vielen Verkehr mit Fremden der Leipziger Messen halber, war es der Tummelplatz der Hussitischen, des dreißigjährigen, des siebenjährigen Kriegs, und es erscheint nichts, was von Oesterreichern, Schweden oder Preussen angenommen wäre. Wenn die Pfälzischen Rheinländer nächstdem folgen, so hält man die Französische Nachbarschaft für ihre

Schule, warum blieben aber die guten Schwaben gewaltig zurück, ungeachtet des Prachthofs von Stuttgard, und noch mehr die Luxemburger? Es ist sonderbar, daß manchem Einfluß gehorcht wird, manchem nicht. Die Nord- und Südextreme Deutschlands sind sich im Betragen ähnlich, aber durch die Mitte läuft eine civilisirte Schlangenlinie. Eine allgemeine Centralität ist nicht da, kaum untergeordnete. Es macht oft mehr Vergnügen Dinge aufzusuchen, neben denen ihre Caussalität gar nicht auszumitteln scheint, als wo sie eher zu ergründen wäre. Wer kann z. B. die Degenerirung der Lateinischen Sprache in die Italienische erklären, da die Amalgamationen mit den rauhen Zugvölkern, eine barbarische Tendenz hätte erzeugen müssen. Es ändert nichts, wenn die Vermuthung richtig ist, daß schon die Römer im gemeinen Leben eine Sprache redeten, die dem jetzigen Italienischen ähnlich war, (wofür der Befehl Carls des Grossen ein Gesetzbuch in linguam rusticam romanam zu übersetzen, und einige alte Päbstliche Bullen sprechen,) die Vorliebe für die weichere Mundart und die nachherige Verfeinerung des Wohlklangs huben mit den Herulern an und setzten sich unter den Ostgothen fort, wo immer das Gegentheil zu erwarten gewesen. Es ist sonderbar, daß ein invasirendes Volk sich eher zu Sitten und Sprache der neuen Heimath bequemt, wie die erwähnten, auch zum Theil die Franken; andere aber, wie die

Sarazenen die ihrigen aufdrangen. Alle die Probleme müssen inzwischen in einer genauern Geschichtsforschung und Sittenkunde ihre Auflösung finden können. Es ist nicht weniger interessant, auf Reisen die Temperatur der Dialekte zu beobachten, und ein geübtes Ohr wird auf dem ersten Dorfe außerhalb Berlin, nach Maasgabe schon etwas Dresdensches oder Hamburgsches hören, denn mit einem male setzt die Mundart nicht ab. Die Dialektcentralen zu suchen, beschäftigt auch unterhaltend. So ist Berlin eine neuentstandene, und Magdeburg eine alte. Deshalb fühlt man an dem plebejischen Ausdruck zu Potsdam oder Altbrandenburg, mehr Magdeburgsches, als zu Burg, Genthin oder Ziesar Berlinisches. Wo die Wirbelgränzen sich streifen, bisweilen verwirren, das alles lernt man bemerken, wenn man seine Aufmerksamkeit darauf schärft. Kleinigkeiten, wenn man will; inzwischen könnten sie auf manche nicht unwichtige Notiz führen. Aus dem Dialekt und Betragen muß die vorzüglichere Einwirkung der Vorzeit hervorgehn. In Sachsen hat die Reformation viel Sinn für das Aufklären hervorgebracht, in Pommern sind Schwedische Traditionen, in Böhmen ungemein viel Hussitisches u. s. w. aber man kann weiter zurückgehen und versuchen, zu erforschen, warum dasselbe an einem Ort Spuren ließ, am andern nicht. Bey den alten Vermischungen mußte die Hauptwirkung geben: von welcher

Originalvölkerschaft die Majorität der Individuen blieb, auch von welchem Volk die neuangestellten Gebieter waren. Die Churmärker sind die gröbsten Leute in Deutschland, noch widerwärtig gröber als die Pommern, Meklenburger und Hannoveraner *), zugleich aber die bravsten, man kann sagen die reinbravsten Soldaten in Deutschland, vielleicht in Europa. Ueberaus merkwürdig ist, daß sie fast gar keinen Enthusiasmus für etwas besitzen, in Rücksicht der Religion sind sie die gleichgültigsten Leute die man finden kann, sie üben sie aus, aber ohne Enthusiasmus; sie stemmen sich einmal gegen ein neues Gesangbuch, nehmen es hernach aber auch an und würden nimmer fähig seyn, die Waffen solcher Angelegenheiten halber zu ergreifen. Sie sind ihrer Regierung fest uud treu, aber ohne besonderen Enthusiasmus. Die God save the Kings, die Vivat wollen gar nicht gedeihen, was unsern Königen indessen lieb, sehr lieb seyn kann, denn da wird auch kein andrer Enthusiasmus entstehen, wo kein alter herrscht, was bedarfs auch eines Enthusiasmus, wenn die Realität fest genug steht.

Die jacobinische Influenz, die die ersten Jahre der Französischen Revolution hervorbrachte, hat hier

---

*) Hier ist natürlich nicht von Berlin, sondern von kleinen Städten und dem platten Lande die Rede.

blos die Gelehrten berührt, oder die kleinstädtischen politischen Kannengießer. In den Ideenkreis des Bürgers und Landmanns drang sie fast gar nicht, so wenig als in Bayern und Oesterreich, was aber in den Rheinländern, und hie und da ganz anders war. Der Charakter der Churmärker scheint zu seyn: sich in das zu fügen, was seyn muß, mehr wie in das, was seyn soll. Da nun ein Volk sein Eigenthümliches viele Jahrhunderte unter den abwechselndsten Verhältnissen übertragen kann, wenn es nur die Lesesucht nicht zu sehr bekömmt, so glaub ich: aus der Tapferkeit, Grobheit, Gleichgültigkeit der Brandenburger geht hervor, daß die Majorität der Männer Suevisch, die der Weiber (was auf mancherley zu erklären wäre), Slavisch ist. Und daß ein Hauptcharakterzug von beyden durchgerettet wurde. Die Sueven wanderten zwar aus, wer kann aber annehmen, daß das je mit einem ganzen Volk geschehen sey. Nach Umständen blieb ein kleinerer oder größerer Theil daheim, kämpfte, unterhandelte und unterwarf sich neuen Angreifern. Wenn die Sueven nun den Wenden sich unterwarfen, so konnte es nicht anders als mit gekränktem Germaniersinn geschehen und dieser konnte sich in einer Provinz, wo die Ueberzahl (trotz des Regiments im allgemeinen) Suevisch blieb auch Wenden mittheilen, die als Minorennität des Landes Denkart annahmen, um so mehr da sie verehrlich war. Mit einem solchen gekränkten Sueven-

sinn nahmen sie das Christenthum als nothwendig auf, ohne ihm da es erdrungen war mit großem Enthusiasmus zu huldigen, wie andre Bekehrte thaten; da die Taufe aber einmal über ihren Scheitel geströmt hatte blieben sie fest. Der Reformation traten sie lange nicht mit dem Eifer der Sachsen entgegen, da die Reformation aber seyn mußte, so blieben sie feste Lutheraner. Sie finden noch heutiges Tags kein Behagen am Enrollement, sind sie aber erst Soldaten, und ein Held führt sie in den Kampf, so schlagen sie darauf los wie alte Sueven. Das erste gekränkte über die Nothwendigkeit der Entsagung Teuts und der Hertha scheint in der Churmärkischen Grobheit, und der germanische Stolz in der Churmärkischen Tapferkeit zu liegen. Schöne Reservate, der Schatten Hermanns bewahre euch vor Philosophie. — Die Weiber aber zeigen in ihrer Plauderhaftigkeit, in ihrem sich in alles mischen wollen (worinn die Männer aber auf gut suevisch selten eingehen) in ihrem Aberglauben ungemein viel Wendisches oder Slavisches. Der Aberglaube mit den Koboldén, Wahrsagen, Traumbüchern ist nichts weniger als ein Ueberrest des Catholicismus, er ist offenbar Wendisch. In catholischen Provinzen findet man wohl den Aberglauben der Heiligen, Ablässe, Amulette aber den erwähntern seltner, und wo er erscheint, wo er bey dem Hexereywesen zusammentrift, ist er auch Slavisches Uebertragen, so wie der Teufel des Christenthums

erst ein metaphysischer hoher Begriff, dann als erhabne Individualität des Ahriman auftrat, sich dann immer mehr erniedrigte und mit den wendischen Zernebocgs gemein machte. Denn die Zauberin von Endor ruht auf einer Chimäre astrologisch Egyptischer Natur, die nach dem Brocken reitende Hexe hat etwas von ihr, etwas morkopetisches und alrunisches. Daß alles zuletzt aus einer Quelle entspringt, ist zu vermuthen.

Das Einziehen zu Paris hat meiner Meinung nach noch kein Reisebeschreiber ausführlich genug beschrieben, daß auch der Entfernte sich ein der Wahrheit nahes Bild davon entwerfen könnte. Ich denke nicht das zu versuchen, doch einigen Bemerkungen sey der Raum gestattet. Jeder fühlt wohl auf den letzten Stationen die Erwartung des ersten Anblicks lebhaft, er skizzirt sich auch wohl den Prospekt des neuen Babilons nach Kupfern und Topographien. Kömmt man aber auf der Metzer Heerstraße an, so wird ein völliger Genuß des Prospekts gar nicht zu Theil. Man wird in Dörfer, Gärten, Campagnen gewissermaaßen eingewickelt, der Berg Montmartre maskirt die größere Hälfte der Stadt, andre Gegenstände das übrige und so langt man an die Barriere an, eh man sichs versieht. Auf der Niederländischen Straße, auf der von Rouen, von Versailles, Orleans u. s. w. ists jedoch anders. Da

kömmt man auf Anhöhen, die eine beträchtliche Uebersicht der unerhörten Häusermasse eröffnen. Schön ist das nun nicht, aber colossal, überraschend, die Erwartung übersteigend. Was ein malerischer Stadtprospekt heißen könnte, wo die erhöhten Gebäude durch gewisse zueinander passende Verhältnisse ein Ganzes bilden, wie etwa bey Prag, Hamburg, Danzig, Dresden, das vermißt man ganz. In der Häusermasse ist die Stadt sehr originell durch die Höhe, die Solidität, die großen Rauchfänge, aber die öffentlichen Gebäude, die Palläste, Dome, Thürme geben ihr halb ein Italiänisches, halb ein gothisches Ansehen. Zu dem ersten gehört das Louvre, der Dom des Val de Grace, des Pantheons, der Invaliden. Durch die stumpfen uralten Thürme der Cathedrale Notredame, einiger andrer und sogar neuerer, die trotz äußerer Verzierungen in die Entfernung ganz einfach wirken, wie die Kirche St. Eustache, erhält Paris aber ein ganz mittelalteriges Aussehen. Doch sind diese Thürme nicht von brauner Farbe, wie bey den gothischen unüberstrichnen Backsteingebäuden, sondern gelbgrau. Die Tuillerien ragen in einem Französisch-componirten Styl mit hohen scharfen Dächern und mehrern Pavillons bedeutend hervor. Betrachtet man das Ganze, wenn grade die Morgen- oder Abendsonne darauf wirkt, und die unermeßliche Menge von Fenstern beglänzt, so entsteht freylich ein ganz zauberischer Effekt. Hierbey kann ich aber nicht unberührt

lassen, daß der vielgerühmte Dom des Pantheons unter allen Kuppeln die magerste Wirkung macht, und das des philosophisch=architektonischen Styls wegen, der zu Berlin jetzt auch so beliebt wird. Dieser Styl wollte sich in Rücksicht der Verzierungen an die Natur halten die damit, z. B. beym menschlichen Körper, auch haushälterisch verfährt. Man verwarf also die Geschmacksprincipien nach Vitruv oder das sonst im Jahrhundert Oktavs, oder Florentinisch hinzugefügte, uud wandte sich an die Griechen um da das Richtige zu erfahren. Und wer könnte denn wohl wagen, gegen die Lustwandler der Paradrome Athens etwas zu argumentiren. Gleichwohl seh ich nicht ein warum ein Volk was eine Kunst bis auf den bekannthöchsten Gipfel erhob, deshalb durchaus in andern Künsten auch die Authenticität erwerben soll, auch wo das Uebergewicht nicht gefühlt wird, sondern erst durch Raisonnement bewiesen werden muß. Wer wird streiten daß die Hellenen die reinsten und vollendetsten Plastiker waren, daß auch mehr oder weniger sehr zarter lächelnder Geschmack auf allen ihren Ideen ruhte, gleichwohl wollten es Zufälligkeiten daß andre Künste höchst roh blieben wie die Tonkunst, und manches Theatralische. Als menschlich vollendet kann man nur ihre poetische Mythologie und die Plastik annehmen. Sollte denn nun ihrer Baukunst nicht auch ein untergeordneterer Raum gebühren, als man ihr in neuern Zeiten zuerkannt hat?

Die Römer wurden auch von den Schönheiten Athens und Korinths entzückt, und setzten Griechische Künstler bey sich in Ausübung. Wenn diese nun, die spätern Zöglinge des Attischen Kunstgeists, und die durch sie gebildeten Römer für gut fanden, die Architektur reicher als bisher auszustatten, so mußten sie doch wohl ihre guten Gründe dazu haben. Die sogenannte Philosophie der Baukunst klingt unstreitig überzeugend, der wenige praktische Effekt aber den sie leistet, giebt Vermuthungen triftiger Art, daß jene Theoreme vorzüglicher sind. Denn wie wär es, wenn das Princip des Naturanalogen bey der Baukunst bisher falsch behandelt seyn sollte. In wiefern die bildende Kunst es als nothwendig zu verehren hat, versteht sich von selbst. Aber hier, was ist hier Natur? Sie hat uns gar nicht angewiesen Häuser und Tempel zu bauen, der Troglodit war ihren Primargesetzen bereits entartet. Wer darf leugnen daß die Natur nicht den Künsten überhaupt bedeutende Winke giebt, ob diese aber immer richtig verstanden, jedem Zweck entsprechend angewandt werden, das ist eine andre Frage. Es dürfte auch bey Aufsuchung des Winks, wenn man sein Glück im Finden nicht bald gewahr wird, oft gerathen seyn, einen derben empirischen Satz in die Theorie zu werfen. Es ist mein Ernst. Wenn man mit den einfachen Principien allenthalben so richtig ausreichte, was fehlte denn um überall aufs Reine zu seyn? Die Natur schafft

den nackten wolkenragenden Gletscher, den colossalen einfachen Elephanten, den gewaltigen und wenig verzierten Auerstier, sie stellt aber auch Gebirge und Gegenden dar, die durch Abwechselung und Reichthum in Gegenständen vortheilhaft wirken. Der kraftvolle Tyger ist ganz bunt gesprenkelt, das gewaltige Rhinoceros man mögte sagen ganz gothisch ausgeziert, der Strauß, der Pfau, die Papagoyen und Colibris, die Goldfische, das ganze Reich der Blumen sind gar nicht zufolge des Grundsatzes der Einfachheit gemodelt. Nun begreift sich nicht warum ein Gebäude, besonders ein Prachtgebäude, weil es groß der Masse nach ist, seine Analogien auch bey den massiven Schöpfungen der Natur suchen soll. Könnte sich nicht vielmehr in einem Prachtwerk die Kunst auch an einen Gegenstand halten, bey dem der Natur es gefiel Schmuck überwiegen zu lassen, wie z. B. beym Pfau. Wird nun das prächtig geschaffne auch groß im Gehalt dargestellt, so erlangt man ja zwey Zwecke in schönster Verbindung was die Natur nirgends untersagt. Wenn mir der reichgeschmückte Dom des Val de Grace, wie ich davor stehe die Idee des Erhabnen und Schönen erweckt, und lange nach seinem Anschauen mir Begeisterung zurückläßt; ich sodann den Pantheon betrachte, der mir nicht scheint fertig zu seyn, und nun erst ein Architekt der neuen Schule erscheinen und mir beweisen muß, ich sey ein geschmackloser Mensch; alsdann sich die Mühe erst geben, mich mit neuen

Begriffen zu versehn, damit ich die Einfachheit genießen lerne, so bin ich zwar gern bereit meine Schwäche zu gestehen, kann aber unmöglich viel Achtung vor einer Kunst mitnehmen, die erst einen so weitläuftigen Weg einschlagen muß, um mein Gefühl zu berühren. Folgende Sätze die ich mir die Preßfreyheit nehmen werde, hier drucken zu lassen scheinen nicht ganz unwahr: — Der Baumeister des Pantheons ist gegen den des Val de Grace ein Stümper und Frankreich hat, ohne die gehäßige Lage und den bekannten Hauptfehler des mechanischen Calküls in Anschlag zu bringen, Ursach die Millionen zu beklagen, die dies in mehr als einem Betracht lächerliche Gebäude kostet. Denn in der Nähe ist es nirgend zu genießen, und optisch fernt es nicht, sieht vielmehr wie bereits erwähnt wurde, aus als obs nicht fertig sey. Uebrigens sind die einzelnen Schönheiten daran zum Theil von Römischen Kirchen, zum Theil von der Paulskirche in London plagiirt, und was sich originell daran geben mögte, spricht der Empfindung nicht an. — Das neue Palais bey Potsdam ist das schönste Königliche Prachtgebäude in Europa, denn es stellt am meisten Königlichen Reichthum an Schönheit dar. Daher auch der unbeschreibliche Eindruck den es gleich auf den Betrachter macht. Das gilt der äußern Form und nicht der Materie nach, nach, wie sich von selbst versteht. Alle Ausstellungen die sich an diesem unübertroffnen Pallast ma=

chen lassen, können nur von einer Critik ausgehen, der der kleinliche Geist der neuern Architektur das Gefühl verdarb. Freylich ist anzunehmen, daß diese Kunst nach den jetzigen Principien weit bequemer zu studiren ist als ehedem, auch kann nach diesen der gewöhnlichste Alltagskopf einen ganz homogenen Riß construiren, denn er findet für alles ein Axiom; aber Gebäude wie das neue Palais, das Berliner Zeughaus und selbst des Prinzen Heinrichs Palais zu erfinden, dazu gehört eine kühne geniale Totalidee, zu welcher man sich schwerlich bey gedachtem Theorem erheben lernt. Sich nach Analogien in der Natur bey einem Prachtgebäude umsehen, das kann allerdings zu einem leitenden Faden führen, aber in der Wahl dürfte schon Genialität liegen müssen. Der schönheitreiche König der Federthiere der Pfau, oder eine vorzügliche Conchylie sind bey einem Lust- und Prachtschlosse geeigneter, als etwas sogenannt Einfacherhabnes. Bey Kirchen wird auch immer von einfach und erhaben geredet, da die Natur einfach und erhaben sey. Nun hat sie uns aber nie unmittelbar angewiesen Tempel zu erbauen, und der schicklichste Beterplatz ist unter dem Dom des Aethers, indeß wenn ein König einen Tempel aufführt, so kann er gar wohl reich und groß seyn. Die Natur ist nichts weniger wie immer einfach und erhaben. Sie ist üppig üppig reich und groß am Genfersee, und bey Erivan in Armenien, kahl und kleinlich

in der Nieder-Lausitz oder auf der Lüneburger Heide. — Die Thürme auf dem Gensd'armenmarkt zu Berlin, bey denen man nicht genug bedauern kann, daß sie ohne passende Kirchen gelassen wurden, scheinen an königlichreicher Schönheit dem Pantheon zu Paris, der Londner Paulskirche, der Kirche des Karl Borromäus zu Wien, und der Isaakskirche in Petersburg den Rang streitig zu machen. Es versteht sich von selbst, daß hier wieder nur von äußerer Form und keineswegs von Materie die Rede seyn kann. Das neue Comödienhaus im philosophischen Styl mahnt zwar an die Kolossalität des Elephanten, hat aber dennoch die Erhabenheit jenes Thiers vergessen, und Schnörkel angebracht, die zum Theil sich ausnehmen, als wenn der Elephantenkörper durch Zebrastreifen und Wiedehopffedern verziert wäre. Es macht blos Eindruck, wenn man unter der Colonnade des Frontispiz geht, wo die entlehnten Säulen durch ihre Größe und Verhältnisse einnehmen. Aber da sieht man auch das Schauspielhaus nicht. — Das vortreffliche Opernhaus zu Berlin scheint an dem Prachtgebäude einer königlichen Residenz ungefähr den Mittelpunkt zwischen zu üppiger und zu karger Verzierung zu halten. — Das Brandenburger Thor gefällt zwar sehr, aber vorzüglich dadurch, daß man den Gedanken an die Propyläen des Perikles, und den Willen, das Gebäude schön zu finden, mitbringt; sonst würde an der Stelle

eine Construktion nach den Triumphbögen der Imperatoren weit mehr Effekt gemacht haben. Der Geschmack der Griechen ist zu einfach für so chargirte Generationen, man plaudert höchst beredt davon, aber am Ende macht die Sache keinen Wirkung. — Die Architektur sollte durchaus unter allen Künsten die Modesucht am meisten vermeiden, denn ihre Darstellungen sind für längere Frist bestimmt, wie irgend ein Geschmacksfieber wüthet. Besonders wo eine große Stadt nach dem Plan der Regierung erweitert und verschönert werden sollte, wo man das seit einem Jahrhundert mit dem Erfolg der größten Berühmtheit ausführte, da müßte auch alles der ersten Anlage entsprechen, und die Varianten die allerdings dem Ganzen nöthig sind, immer nach dem Originalstyl entwickelt werden. *) Nur so könnte man sich der Vollkommenheit zweckmäßig annähern. Mögte das Ephemeron immer einreden, der identische Gang müßte doch nicht unterbrochen werden. Zuletzt kämen die Fremden und suchten ihre Geschmacksaxiomen hier auf, denn es ist ja bekannt, daß wenn die Lehrgebäude des Neuen nicht recht zulangen wollen, man oft der Antiquität sich wieder in die Arme wirft. Die Huldigung des Geschmacks der Gothen belegt das, und um die Iden-

*) Bey Campagnen, in den Vorstädten u. s. w. könnte man immer das Moderne anbringen.

tität ists immer eine trefliche Sache, ja wenn irgendwo eine Stadt existirte die in den mittlern Jahrhunderten nach dem Styl der Zeit wäre angelegt und immer in demselben fortgesetzt worden, wer würde nicht mit Bewunderung sie sehen wollen, und alle Regeln der letzten Jubilatemesse vergessen, wie es wohl geschieht, wo man das nur in gewissem Betracht, wie z. B. in Danzig oder Thorn antrift. — Das Baudepartement zu Berlin *) begeht die äussersten Versündigungen wenn es neuere Gebäude gegen ältere aufstellt, wo eins der Tadel des andern ist. Zu dem unzweckmäßigsten was je geschah, gehört die Aufführung des Marienthurms im Gothischen Geschmack. Zudem da dieser so gerieth, daß, Erwin von Steinheim will ich nicht einmal sagen, nein der Erbauer der Prenzlauer Hauptkirche, wenn er von einem Dort darauf hinschauen könnte, in Verzuckungen gerathen müßte.

Sollte ich in alle dem irren, so will ich einen kleinen Aufsatz über die Philosophie der Baukunst hinzufügen, den ich wo anders schon habe abdrucken lassen. Er war das Resultat des Genusses der Lehren der erhabnen Griechheit, von der sich mein Gemüth durchdrungen wähnte. Ich war aber ein so schlechter Proselyt, daß ein Recidiv der alten Ansicht die unmittelbare Folge der Extase war.

---

*) Oder Hof Bauamt.

Philosophie der Baukunst.

Es giebt keine richtigere Leiterin als die Aesthetik, die den Takt des Gefühls ordnet, und aus den erhabensten Analogien der Natur ihre Axiomen schöpft. Eh' der unsterbliche Baumgarten ihren Namen aussprach, Kant seine Geschmackscriterien entwickelte, und endlich von einem Göthe und den berühmten Dioskuren der Lehre des Schönen die Vollendung gegeben wurde, gabs doch nichts wie blinde Empyrie. Nun strahlt aber der Pharos, die Wege der Wahrheit sind bezeichnet, und der Effekt kann mathematisch geweißagt werden. Vor allen gilt dies von der Architektur, zuvor der Nachtversunkensten unter den Künsten. Berlin besaß ehedem einen Baukünstler, Namens Schlüter, dessen Ruhm endlos ertönte als man noch im Finstern gieng. Nun ist er aber entlarvt, und wie Klopstock durch die Brüder Schlegel zu Boden geworfen wurde, höhnen auch ihn selbst die jüngeren Eleven der modernen Architektur. Schlüter besaß gar keine objektiv-theoretische Ansicht. Nie folgte er dem Faden einer reinen Norm. Daher trifft man auch nichts als das leidige Erfahrungswesen bei ihm. Er hatte seine Muster höchst falsch bei den römischen Kaiserjahrhunderten studiert, wobey der totalirrige Wahn ihn umschwebt zu haben scheint: die Römer oder selbst die neuern Griechen hätten vermogt zu erweiterr, was man ehedem in Korinth

und Athen fand. Die Griechen kannte Schlüter unstreitig, und scheint ihrer Bildhauerei die ihr gebührende Huldigung gebracht zu haben, was man seinem Gothensinn sonst gar nicht hätte zutrauen sollen. Dagegen aber mußte er wohl höchst unrichtig meinen, die Baukunst der Hellenen passe mehr für ein einfaches republikanisches Volk, Königsgebäude in Königsstädten würden in dem neuern Zeitalter eher nach Römischen oder Florentinischen Ideen ausgeführt werden müssen. Daher nun die chargirte Manier, die an Prachtgebäuden Conzentration der Pracht ausüben will, die an dem Pallast, dem Tempel, den ein Monarch erbaut, einen königlichen Reichthum von Schönheit angemessen wähnt; Irrthümer, die das selbst ziemlich geordnete Verhältniß der Schönheiten unter sich nie entschuldigen kann, und deren Illusion sogleich verschwinden mußte, da die ächte Stimme des Geschmacks rief. Wer blickt wohl jetzt noch Schlütersche Schöpfungen an, so wenig als noch jemand Wielanden lesen wird. Die bis ins Ausschweifende getriebnen Ueberladungen des Zeughauses z. B. müssen ja jedermann empören, so wie manches andre, wobei nach ähnlichen Maasregeln verfahren wurde. O edler Styl des Einfachen, hohe Griechheit, die aus dem Born der Natur schöpft, und alles Ideale den reitzendsten Analogien anschmiegt, unsern Tagen war's vorbehalten, euch zu unsern Thoren kommen zu sehn, zu unsern T h o r e n. Und

wenn Archenholz bereits vor zehn Jahren Berlin das neue Palmyra nannte, was würde er nicht jetzt sagen, da diese Griechheit zu unsern Thoren kam! — Was findet man hier? Die reinste Zweckmäßigkeit. Man betrachte die erhabenste Darstellung unter den Dingen. Unstreitig ist es der Mensch. Wie einfach und doch wie entsprechend jeder Absicht ist seine Gestalt. Nur als das untergeordnete Prädikat wurde seine Schönheit behandelt, und grade dadurch gewann sie unendlich. Keine Verzierung um ihrer selbst willen, aber auch jedes Organ, so weit es der Zweck gestattet, zierlich ausgeführt. Was als Schmuck als reiner Schmuck erscheinen könnte, hat allemal doch noch eine Nebenbestimmung, oder ist mit einer Nebenbestimmung verwebt. Dies bewundernswürdige Schema kann allem, was Kunst heißt, dienen, und die Hellenen erriethen den hohen Wink. Nach Jahrhunderten des Schlummerns ist der ächte griechische Geist endlich völlig wieder erwacht und wir dürfen Meteoren im Gebiet des Schönen entgegen sehn, von welchen unsre Vorzeit nimmer träumte. Unter andern Vortreflichkeiten der neuen Baukunst besitzen wir besonders ein Gebäude, was jener Analogie sich aufs genaueste anschließt, nehmlich den Thurm auf der Werderschen Kirche. Dies liebliche Meisterwerk steht da wie die ideale menschliche Gestalt. Durchaus Zweckmäßigkeit. Keine Verzierun ohne Absicht, aber jeder einzelne Theil so zierlich es

der Zweck duldet. Die Größe völlig der Bestimmung angemessen, das Kirchengeläute und ein Uhrwerk zu tragen; keine kecke Quadermasse, in ungeheuerm Misverhältniß zur Absicht, wie der Münster jenes Erwin von Steinheim. Die Spitze der Wetterfahne aufs richtigste angepaßt. Keine sogenannte Haube, die immer als gothischer Schnörkel zu betrachten ist. In dem sich nach oben verjüngenden Verhältniß überaus der menschlichen Gestalt ähnlich. Die untern Fenster weit, um dem Glockenton in großen Schallströmen Ausgang zu verschaffen; das Uhrblatt einfach und voll Ausdruck wie das menschliche Auge. Am meisten muß man die Farbe bewundern, bei deren Wahl gewiß dem Baumeister eine sublime Idee vorschwebte, die sich aber freilich nicht so leicht errath. Kurz es spricht sich alles rein aus an diesem höchst neuästhetischen Thurm. Wegen dieses Reinaussprechens in allen Theilen wird man völlig geneigt, ihn den Alarcos der Architektur zu nennen.

Aber wie weit wurde vom Gegenstand abgeschweift. Es ist Zeit rückzukehren. Man würde sich das nicht gestattet haben, wenns nicht schiene, als ob die Ideen, die durch die Digression beym Leser vielleicht erweckt werden, wesentlicher seyn dürften, als ob auf den Blättern immer wieder wäre unter-

sucht worden, wie der Comödiant N. N. auf dem Theater N. N. seine Sache gemacht.

Wir blieben beym Prospekt und den Avenüen von Paris. Letztere sind wirklich schön, sehr schön; das macht schon die herrliche Vegetation der Gegend, ob ihr im allgemeinen wohl das Malerische fehlt. Freylich sieht man bey der Ankunft nicht sehr darauf hin, die Erwartung der Stadt beschäftigt die Phantasie viel zu sehr, und an schöner Natur gewährten die Marneufer (nemlich auf der hiergemeinten Straße) bereits Genuß die Menge.

Langt man an der Barriere an, so wird jeder ziemlich lebhaft die Unrichtigkeit seines entworfnen Bildes fühlen. Er mag nun als Berliner ein stolzes Thor, und geometrisch geordnete Straßen, als Hamburger noch höhere fensterreiche Häuser, noch engere schmutzige Gassen als im Deutschen Tyrus, oder als Wiener Linien die zur Defension brauchbar sind, und Vorstädte mit kleinern Häusern erwartet haben. Man sieht eine colossale sehr solide Mauer und Zollgebäude in recht schönem Styl mit Colonnaden aufgeführt, die fast zu groß für ihren Zweck sind. Eigentliche überwölbte Thore sind aber nicht da, wohl aber stehen deren noch zwey an den Boulevards, St. Denis, und St. Martin. — Die Straßen worin man sodann gelangt, sind ziemlich breit, und die Häuser gleich sehr hoch, aber in der Bauart merklich abweichend von allen Städten Deutschlands.

Es wird nehmlich vom Dache ob es gleich spitzwinklich ist, wenig gesehen, denn ungeheure breite Rauchfänge, gewaltige Feuermauern, und Dachfenster rauben fast seinen ganzen Anblick. Aeußere Verzierungen sind selten angebracht, sondern an den Bürgerhäusern der untern Klassen ist die ganze Facade nackt, doch sehr massiv. Der Ueberstrich ist vernachläßigt, gewöhnlich gelb, von der Zeit geschwärzt. Aber fast an jedem Hause mehrere Inscriptionen mit Fußgroßen Lettern die der Bewohner Gewerbe andeuten, und nicht selten durch ihr Wichtigthun Gelächter erregen, wenn zum Beyspiel an eines Friseurs Boutike steht: ICI ON COUPE LES CHEVEUX PAR PRINCIPES, oder etwas ähnliches. Je tiefer man nun in die Stadt dringt, je häufiger werden die Handelsläden und Caffeehäuser mit ihren oft originellen Bezeichnungen, enger die Gassen, höher die Gebäude, lebendiger das Gewühl der Cabriolets, Fiakres und Fußgänger. An den Elegants sieht man eben beym ersten Anblick nichts parisisch-charakteristisches, sie gleichen den Engländern mehr als man erwarten sollte, bis auf den Körperbau. Sich nicht sehr agil zu geben scheint Ton zu seyn. Die Damen die dem Reisenden beym ersten Anblick vorkommen, erscheinen Französischer, zeigen aber bey ihrer Lebhaftigkeit einen gewissen flüchtigen Stolz, eine Kürze und Gleichgültigkeit der Reflektion, die auffallen. Die mittleren Volksklassen zeichnen sich im Ganzen wenig aus,

gewähren aber doch dem Phisiognomen das seltne Phänomen eines thätigen, ja wohl starken Gemüths in einen schwächlichen Körper. Die geringeren Leute, Tagewerker, Wasserträger u. dgl. sinds allein, die noch etwas republikanisch aussehen. Sie tragen noch größtentheils das einmal in der Revolution beliebte Matrosencostüm, im Sommer häufig ohne Strümpfe, auch wohl mit einem Strohhut und bloßer Brust. Sie sind übrigens die physisch-kräftigsten, man sieht ihnen wohl an, daß sie leicht einst so gefährlich seyn konnten, und es immer wieder zu werden fähig sind. Die Weiber des gemeinen Volks sind nichts weniger als angenehm. Vernachläßigt im Anzuge, viel zu männlich, und von der Natur gar wenig mit Reitz ausgestattet, was aber höher hinauf durch Liebenswürdigkeit des Betragens ersetzt wird. Alles das hat man nicht so erwartet, wie man es findet, hingegen entsprechen die Soldaten der Consulargarde oder andre Militärs die man zu Gesicht bekömmt wohl eher. Sie stellen sich alle als Bellonens Lieblinge dar, besonders die Gardisten, die auch nach der körperlichen Größe ausgewählt wurden, tragen den Heroismus; es ist warlich nicht zu viel gesagt! in der ganzen Haltung. Was aber auf allen Pariser Gesichtern leserlich geschrieben steht, ist: Verstand, und man siehts schon dem gemeinsten Kerl an daß, wenn man eine Frage an ihn gelangen lassen wird, die in seinen Ideenkreis paßt, man auf eine gescheu-

tere Antwort rechnen darf, als aus dem Munde der Weisen in Regensburg ertönen würde. — Viel Baupracht wird man im Anfang nicht gewahr, nur an den Quais sind die wirklich interessanten architektonischen Prospekte; die Palläste, Kirchen und andre Gebäude von Belang, liegen sehr vertheilt und verstekt. Der schönste Einzug ist übrigens vom Bois de Boulogne her, welcher inzwischen dem vom Brandenburger Thor zu Berlin nicht im mindesten zu vergleichen ist, der widrigste durch die Vorstadt St. Jaques, wo die ängstliche Enge der langen Straße gleiches Namens, und der ekelhafteste Schmutz, gleich empören.

Was H. R. im zweiten Briefe S. 31. über die Gemälde und Bildhauerarbeiten sagt, wird man wohl größtentheils unterschreiben müssen. Seine Urtheile sind voll von dem liebenswürdigen Scharfsinn der noch wahres Gefühl durchglimmen läßt. Daß übrigens nur der Mann, der vieles sah und verglich, so urtheilen kann versteht sich, doch oft hat grade dieser eine Kälte in den Kunstsinn aufgenommen, die man bey H. R. zu seinem Ruhm wenig antrift. Er empfindet sehr feurig, sehr wahr. In Rücksicht der Gerardschen Gemälde habe ich völlig mit ihm sympathisirt, und ich glaube daß sein Ausspruch: der Belisar dieses Künstlers sey vielleicht das vollendetste unter den neuern französischen Werken, keiner

Modifikation des Vielleicht bedarf sondern völlig, richtig ist. Dies Meisterwerk wirkt sogleich durch einen Totaleindruck, den aber die Zergliederung nicht schwächt, was viel sagen will, da man weiß, daß selbst Raphaels Werke erst durch die nähere Betrachtung den himmlischen Genuß gewähren, und mancher der für den Effekt des ersten Moments glücklich darstellte, wie z. B. Rubens, Le Brün, oft den Betrachter ziemlich kalt scheiden läßt. Gerards Belisar zieht durch den erhabnen Styl an, und fesselt durch die herzliche Ausführung, obgleich das Süjet nicht dankbar ist, und man lieber vor seinem Amor und Psyche weilen mögte, als Gegenstände des so lieblich Schönen, wo sich Amor wie es scheint noch vor der Psyche auszeichnet. Im Belisar aber ist alles von großer tragischer Wirkung. Belisars Zustand ist so zum Gefühl redend dargestellt, und das charakteristische der Blindheit treffend wahr. Die Zeichnung im kühnen Styl und überaus richtig, auch kein Nebenerforderniß versäumt. Wahrlich ein hoher Genuß dies Gemälde, was aber durch Beschreibung schwer eine der Realität nahe Vorstellung erzeugen würde. Bey dem Amor Gerards fiel mir immer jener des Correggio auf dem Belvedere zu Wien ein, und ich konnte bey einer Vergleichung beyder nicht mit mir einig werden. Man fühlt sich wohl geneigt, die Behauptung der Italiener anzuerkennen: daß Battoni den Tempel der wahren Malerey zuge-

schlossen habe, wenn man das Neuere sieht; wobey denn übrigens freylich merkwürdig wird: daß von der Zeit an, wo die Franzosen der ächtern Wälschen Manier, und dem Studium der Antike huldigten; und in Dentschland von Baumgarten uud Winkelmann an, die Aesthetik einen so bedeutenden Theil der Gelehrsamkeit ausmachte, doch so wenig zu loben ist. Doch troß dieser Anerkennung mögte man dem Amor Gerards vor jenem den Vorzug einräumen. Und das nicht nur des poetischern Styls, der holdern Idealität, des wärmern Lebens halber, die liegen am Tage, sondern auch vielleicht selbst in Rücksicht der Zeichnung. Ob nun aber in der mehr menschlichen Schönheit beym Correggio, in seinem so mit Recht bewunderten Farberton doch eine Aufwägung liegen sollte, das weiß ich nicht. Es ist dabey gleich schwer, nicht vom Reitz der Neuheit, oder Vorliebe für den Klassiker bestochen zu seyn. Ich wünschte wohl, H. R. wäre auf die Vergleichung gefallen und hätte uns etwas darüber gesagt. — Davids Gemälde scheinen das, was man mit Recht in der alten Französischen Manier loben kann, mit neuern Behandlungen der Kunst glücklich zu verbinden, doch ist freylich im Farbenton zu viel Seltsames. Auf den Effekt sind sie übrigens mit allem Erfolg berechnet, und wenn H. R., indem er das berühmte equästre Bild Bonapartes weiterhin eine meisterhafte Carrikatur nennt, dem Künstler dadurch etwas Bittres sagen

will, so geschieht diesem offenbar zu viel. Denn den überaus hohen Angriff des Gegenstandes, die Leistung alles Idealen was hier nur möglich war, man mögte sagen den pittoresken Odenschwung wird doch H. N. nicht ableugnen. Daß man bey dem allen Davids Werke nicht an die einer der klassischen Italienischen Schulen halten kann, ergiebt sich gar wohl; inzwischen wird David das auch selbst nicht wollen. Ob er, wenn er das große Genie und den vorhergegangenen theoretischen Fleiß den er überall wahrnehmen läßt, auf Nachahmung, oder Identificirung mit einem solchen Geschmack hätte verwenden wollen, dahin gelangt wäre, ist eine andre Frage. Es scheint aber sehr schwer, den Weg auszumitteln, auf welchem man einen solchen Zweck erreichen zu können hoffen dürfte; die jetzt eingeschlagenen mögten doch wohl falsch seyn, da sie den Erfolg so häufig oder immer versagen. — Bey den Sabinerinnen Davids fiel mir auch bey, daß im Garten zu Schönbrunn die Statue eines einzelnen jungen Römers mit der schönen Geraubten in dem kraftvollen Jünglingsarme, steht. Obwohl nur im Marmor, so ist doch hier des Römers Entzücken über das im Raubgewühle, wo der Zufall viel mitwirkte, so glücklich gelungene Loos, und die Erhohlung vom ersten Schrecken bey dem Mädchen, die sichtbar aus der Wahrnehmung der Liebenswürdigkeit des Entführers hervorgeht, lieblich wahr dargestellt. Ue-

brigens sind die Figuren auch sehr antik. Ich glaube daß in dieser Manier, wobey denn Contraste anzubringen wären, eine herrliche Composition eines Sabinerraubs zu entwerfen wäre. Rubens Sabinerinnen (in einem andern Moment genommen versteht sich) sind sehr geschmacklos, sehr geschmacklos, ich wage es zu behaupten, ob ich gleich gar wohl weiß, daß der Geist Rubens, wenn er mir erscheinen und mich fragen wollte: ob bey der Wahrheit dem Geschmacklosen immer zu entgehen sey? ich gewaltig in Verlegenheit gerathen müßte. Denn von den Ausflüchten, die ich durch Hinweisung auf die Antike, auf die Vermeidung alles Widrigen beym Laokoon versuchen mögte, würde Rubens nichts hören wollen, und ich dann wieder den Genuß Lügen strafen, den mir seine gewaltigen Besessenen oder sein Simson gewährten, wobey ich immer überzeugt war, daß in ächt Griechischem Styl so was nimmer hervorzubringen sey. Denn (wir müssen bey den Griechen immer hauptsächlich auf ihre Plastik blicken) das hohe Ideal, das an Schönheit so reiche Ideal, die einfache Natur bringt dort immer ein contemplatives, kein leidenschaftliches Entzücken hervor. Es wirkt auch nie im Moment, sondern nur in der steigenden Beherzigung. Es gehört auch keine unbedeutende Summe von Vorkenntnissen dazu, das Göttliche des Belvederischen Apoll, die reine Schönheit der mediceischen Venus, die colossale Kraft des farnesischen Herkules, den wahren

Schmerz des Laokoon, das wahre Sterben des Fechters, fassen, oder dem Torso eine Ergänzung andichten zu können; und gelangte jemand dahin, so wird er, wenn er nur so ehrlich ist, es gestehn zu wollen, doch heimlich über die wenige Lebendigkeit des Einfachen klagen, und ohne zu wissen warum, von einem Werk, was auf die Leidenschaft wirkt, hingerissen seyn. Fern sey es von mir, etwas tadeln zu wollen, was durch Jahrhunderte so anerkannt als die höchste Vortreflichkeit, die die Kunst erschwang, glänzt, das hieß sich so lächerlich machen, wie manche Jünger einer gewissen ästhetischen Schule *); inzwischen glaube ichs vor dem gesunden Gefühl der gesunden Vernunft verantworten zu können, wenn ich zwar den unzuberechnenden Nutzen des Studiums der Antike völlig einräume, aber doch hinzusetze: ihr unbedingtes Uebertragen in die moderne Malerey würde zu einem sehr einseitigen Manieriren führen, was dem proteischen Zeitalter nicht anpaßt. Wir sind ja Riesenschritte in der Perfektibilität vor den Hellenen voraus, wie wollten wir sie denn überall brauchen können. Ich weiß, was man da von Verschiedenheit der genres schwatzen kann, doch das führt in der Hauptsache zu nichts. — David scheint einen

*) Diese tadeln freylich Gegenstände die Jahrhunderten Bewundrung abdrangen am liebsten. Es scheint daß es hier hauptsächlich auf des Aufsehen berechnet ist, was ein solcher Tadel erregen soll.

Weg eingeschlagen zu haben der dem Zeitalter sehr homogen ist.

Ueber Guerins Hippolyt und Phädra theile ich ganz die Meinung Hrn. R. Auch mich hat die zarte liebliche Gestalt Hippolyts froh überrascht, und Theseus Verzückung, die so sehr vom antiken Styl abweicht, empört. Der Manier muß der Künstler treu bleiben, das ist eine Hauptregel. Der Fleiß der Ausführung an diesem Kunstwerke ist aber mit Recht zu erheben. — Bei der berühmten Zeichnung des Isabey von Bonaparte, macht Hr. R. in Rücksicht des feinen verschlossenen Mannes, der so allein in die graue Welt hingestellt ist, eine sehr interessante Bemerkung. Ich fürchte aber, interessanter als er selbst will. Denn wahrlich fein und verschlossen muß unter 30 Millionen Franzosen der stehen, der sie am Zügel lenken will. Daß er kein Washington ist, lautet der so häufig vernommene Vorwurf. Es wird aber dabey selten die verschiedne Phisiognomie von Nordamerika erwähnt, selten die durch Robertspierres feigen Sturz rein erklärte Infirmität zur wahren Republik. Doch vielleicht davon weiterhin.

In Rücksicht des Orpheus des jungen Dresdner Künstlers, dessen frühen Tod man lebhaft bedauern muß, pflichte ich auch Hrn. R. Urtheil völlig bey. Die Composition zeigt, daß der junge Mann die großen Hülfsmittel, die seine Vaterstadt darbeut, glücklich benutzt hat, was man eben nicht vielen sei-

ner Landsleute nachrühmen kann. *) Doch ziehe ich den vollendeten Orpheus Fügers vor, und ich glaube mit Recht, so wie Alexanders Arzt von ihm gewiß in den allerersten Rang der neuern Kunstwerke gehört. Füger ist bey weitem nicht berühmt genug, das macht aber, weil man in Wien weniger über Kunst schreibt. Diese Stadt ist auch nicht so berühmt als sie verdient, bei weitem nicht. Es hat sie noch kein Topograph ihrer werth beschrieben. Nicolai that es mit einem bösen Willen, den man bey dem vorurtheilsfreyen Manne nicht voraussetzen sollte. Die Einwohner selbst vergreifen den rechten Ton, es fehlte aber wahrlich nur, daß es Mode würde, über Wien Aufsehens zu machen, und man würde Vorwürfe der wichtigsten Art finden.

Ich sah in Paris außer der Ausstellung und dem Museum eine Menge von Tableaux, denn im Maison de Bruxelles, wo mein erstes Quartier war, logirte neben mir ein Spekulant aus Frankfurt, der Gemälde aufkaufte, und dieserhalb sowohl Versteigerungen als Privathäuser besuchte. Ich gieng gern mit, wo es thunlich war, denn es gab Gelegenheit, sonst das Merkwürdige mancher Palläste und reich

---

*) Es ist unbegreiflich, daß Dresden so sehr durch die Schönheit seiner umgebenden Natur, und seiner herrlichen Kunstschätze geeignet, das Athen Germaniens zu heißen, den Namen doch in Rücksicht der modernen Prästationen so wenig verdient.

dekorirter Hotels zu sehen, ohne deshalb das wichtige Zeitopfer zu bringen, was das Visitenceremoniel fordert. Gar wohl hätte sich daher auch eine Kunstrelation entwerfen lassen, die ansehnlich genug würde ausgefallen seyn, um so mehr, als ich mich einer Quelle nahe befand, an der Urtheil und Terminologie zu schöpfen war. Inzwischen dacht ich: was frommts dem, der nicht selbst sah? In einen catalogue raisonné gehört dergleichen, sonst nirgendhin mein ich, und gewiß überschlagen viele Leser solche Raisonnements; besonders da man doch die oft gehörten Urtheile mit neuen Worten wieder vernimmt.

S. 139. sagt indessen Hr. R. etwas überaus Wichtiges, was Stoff zu den scharfsinnigsten Untersuchungen der Aesthetik giebt, und worüber es wohl zu wünschen wäre, daß ein authentischer Kenner ein eignes Buch verfaßte. Untersucht doch die Schlegelsche Schule schon seit Jahren, was eigentlich Poesie und was Prose ist, wobey freylich die selbst aufgestellten Muster eben ihre Competenz nicht rechtfertigen. Hr. R. spricht von dem allgemeinen Streben der Kunst, sich aus der alten Künstlichkeit und Unnatur heraus zu arbeiten, und fährt fort: „Ueberall leuchtet das eifrige Studium der Antike hervor. „Wenn man darüber auch gleich sehr oft und selbst „in den Werken ihrer besten Meister den Marmor „und Gips erblickt, nach welchem einzelne Theile „ihrer Gemälde sichtlich gearbeitet wurden; so ist

„das für das Auge des ächten Kunstfreundes doch „bei weitem weniger beleidigend, als die alte Er„scheinung des Gliedermanns oder verzerrten Schau„spielers, der fast aus allen Gestalten der meisten „ältern französischen Maler hervorblickte. Der Ge„danke, die französischen Künstler um so sicherer auf „dem rechten Wege zu wissen, macht jene Erscheinung „oft wohl gar interessant: denn für die moderne „nördliche Welt ist das Studium der Antike wohl „der einzige sichere Weg, die Natur selbst mit Künst„leraugen ansehen zu lernen.“

Jeder wird fühlen, wie wichtig die Stelle ist. Es liegt darneben so viel Scharfsinn, so viel Schönheitsgefühl darinn, daß ihr Inhalt mir bei weitem als das Liebste erscheint, was in den Briefen über Kunst gesagt wird, so fern es übrigens auch sey, andern Bemerkungen ihren Werth zu schmälern. Die Vorliebe für die Antike wird jeder Kunstfreund mit Hrn. R. theilen. Nur scheints doch auch, daß ihr Studium beim Künstler eine gewisse Begränzung haben müsse, um die moderne Natur nicht zu versäumen. Diese soll doch auch dargestellt werden, und wird oft aus dem Grunde gemißhandelt, weil man sie nicht genug beobachtete. Jedermann kennt den Tod des General Wolf, und erkennt ihn für ein Meisterstück. Er kann der Nachwelt Physiognomien, Gestalten, Haltungen und Kostüme seiner Zeit auf das treueste überliefern. Wahrlich dürfte sich aber der

Künstler nur der Antike sehr lebhaft hingegeben haben, (wovon eben bey ihm nichts wahrgenommen wird), so hätte er verschönern wollen, und die Wahrheit wäre verlohren gewesen. Bey einem antiken Süjet will man hingegen freylich die reine antike Manier sehen, und die Erscheinung, die Hr. R. den Gliedermann oder verzerrten Schauspieler nennt, empört. Gleichwohl hängt in Versailles ein Tableau, dessen Meister ich vergessen habe, in welchem schöne Antike und spirituellere Modernität sehr glücklich vereinigt sind. Das Süjet ist Achill, der den entseelten Hektor am Wagen gebunden fortschleppt, und zornig auf den Leichnam zurückblickt. Die organische Zeichnung giebt im Achill einen Griechen, aber der pittoreske Anstand auf der Höhe des Wagens, und der kräftig geistige Blick sind so, daß etwa ein Französischer Feldherr unter ähnlichen Umständen so erscheinen würde. Das Stück macht einen großen Effekt, und ob man gleich das Widersprüchliche empfindet, so wird der Totaleindruck doch nicht gestört. Ueber den Ausspruch: daß für die moderne nördliche Welt das Studium der Antike wohl der einzig sichre Weg sey, die Natur selbst mit Künstleraugen ansehen zu lernen, wünscht' ich besonders eine scharfe authentische Untersuchung zu sehen. Es ist aber schwerlich zu hoffen, denn der Ausspruch überredet zu schmeichelnd. Wer wagt auch hier andrer Meinung zu seyn. Der hohe Kunstgeweihte am wenigsten. Der

gefällt sich in der Glorie der Griechheit viel zu sehr. Der Ungelehrte, welcher etwa, wie der Verfasser dieser Schrift, aufrichtig genug wäre, nach gradem Urtheil und Gefühl zu reden, hat kein Gewicht. Doch sey es mir erlaubt, einige Gedanken darüber hinzuwerfen.

Mir deucht: der Jüngling soll nur bey allem Schönen fühlen, sein Entzücken wird so wenig Tadel finden, als die Blumen des May; aber der Mann soll die Schönheit souverain beherrschen, d. h. im Urtheil, im öffentlichen Urtheil: ein andres ists, wenn er poesirt, ein andres im gemeinen Privatleben, da mag er nach Belieben sich selbst von einer Bajadere fesseln lassen; nur in der rationellen Betrachtung kleidet es ihn nicht, wenn er immer auf dem Fittig der Extase schwebt, oder sich gar sichtbarlich dazu anstrengt.

Da ich zum erstenmal mich dem Original des Belvederischen Apoll näherte *), war meine Einbildungskraft, wie wohl bey jedem, durch reitzende Vorbereitungen geschwängert. Ahnungbebend trat ich vor das höchste Kunstwerk der Menschheit! Das

---

*) Copien hat man bekanntlich unzählige, die immer eine Idee des Ganzen gewähren. Es giebt auch einige sehr gut ausgeführte, z. B. in Dresden, Wien, Manheim, deren Totaleindruck in der That vortheilhafter ist, als der des Originals selbst. Wer also seiner Verhältnisse halber Paris nicht sehen kann, darf sich in dieser und andern Rücksichten so sehr eben nicht grämen.

etwas Unscheinbare und die Defekte störten zwar auf einen Moment die erste Illusion, da ich aber näher trat, und mein Blick wechselseitig auf der Gestalt und den Verhältnissen ruhte, eine Menge Reminiscenzen der Dichtung aus dem Gedächtnisse traten, ich mit jedem Augenblicke in neue Entdeckungen von Reitzen eingieng, das Ideal der Göttlichkeit mich episch ergriff; da umgab mich solche Unendlichkeit schöner Ideen, daß ich mich gewissermaßen davor retten mußte: ich lief hinaus ins Boulogner Gehölz, um allein mit meiner Begeisterung zu seyn, und die in mir tönenden Harmonien laut zu vernehmen. Ich nannte den Morgen den Apollonsmorgen, und er war unstreitig einer der glücklichsten meines Lebens.

Nach einigen Tagen sagte ich mir aber selbst: Thor der du dem Apoll immer so viel mitbringst ist der von Jahrtausenden Verehrte nicht reich genug? Zwinge dich ihn zu betrachten, als hättest du nimmer ein Wort von ihm gehört! — Das geschah, ich entfernte alle Poesie und alles eigne Wahnen, hier das Entzücken aufzufachen. Es ward mir schwer, aber ich setzte es gewaltsam durch.

Und nun stand freylich eine ganz andre Erscheinung vor mir. Die verträumten Götterglorien waren verschwunden, ich erblickte nur eine sehr schöne menschliche Gestalt, durch die Art der Poesie entworfen, die aus der vorhandnen Schönheit die die Natur darbeut, eine Integrität construirt die sie selten oder nie zu ge-

währen scheint, und durch den geübtesten mechanischen Kunstfleiß ausgeführt. Dies war nun freylich noch immer genug des Höchstinteressanten. Es ließ mich aber bey der schwierigerzwungnen Souverainetät des Urtheils fragen: jener Künstler der mit Poesie der Imagination die gefundenen einzelnen Formen zu einem idealen Ganzen erhob, was gab er? Das was die Natur überhaupt Vorzügliches zeigt, oder nur in seiner Nation? in seinem Jahrhunderte? Ganz sicher das letzte, wobey schwer auszumitteln ist, ob diese Verhältnisse nach gefundner Majorität, besondrer Auswahl, oder ästhetischen Combinationen gewählt wurden. Daß ein Künstler nun aber das leisten konnte, lag in glücklichen Lokalitäten, die ihn selbst bis zu dem Grade vollendeten. Auf dem Wege, den man seit dem Mediceischen Zeitalter eingeschlagen hat, sich den hohen Gipfeln der Kunst zu nähern, der zwar häufig unterbrochen wurde, kann denn doch früher oder später die Constellation, Genie und Fleiß in einer Person wieder so analog kräftig als dort vereinen. Ist nun solcher Künstler erst vorhanden, warum sollte er nicht bey seiner Nation, bey seinem Zeitalter auch das einzeln gefundene Schöne zu einem Ganzen poetisch integriren können? Das würde zwar keine Griechheit werden, aber Ideal des Zeitalters und in seiner Art eben so vollkommen. Die Natur hat kein Volk, keine Zeit ganz begünstigt, keins von beyden ganz vernachläßigt. Bey den frü-

hern und rohern Völkern wird man viele schöne physische Kraft finden, bey den spätern gebildetern mehr Geistigkeit. Es hat beydes immer sein eignes Gepräge. Das muß man eingestehn: die Gesichter der Antiken, sind gegen schöne moderne gewaltig leer. Man nehme z. B. den Kopf des Homer, der sicher ideal ist, und den des Königs Friedrichs II. wie er wirklich da war. In beyden Köpfen ist Weisheit der Hauptcharakter, aber bey Friedrich weit schärfer, weit spiritueller, beym Sänger der Ilias mehr kräftig. Behandelte nun ein Plastiker oder Maler den Kopf Friedrichs auch in so fern idealisch, als es nöthig schien, so wär er denn in Rücksicht der Kunst eben so interessant, ja wohl noch mehr, als der des Homer. Käm eine lebende Venus in Paris in eine Gesellschaft, man würde ihre Phisiognomie troz der hohen Schönheit einfach schelten müssen, denn der Ideenreichthum legt etwas in den Blick und den ganzen Charakter des Gesichts, was die Griechen auch zur Zeit ihrer höchsten Bildung noch nicht kennen konnten. Ihre Ideensphäre blieb immer begränzt. — Daß die Kunst keine Gestalten darstellen darf, welchen Einwirkungen alter Leidenschaften aufgeprägt sind, versteht sich aber von selbst.

Dies alles erwogen, einen Künstler mit allen Fähigkeiten dazu erträumt, sieht man gar nicht ein, weshalb sich aus der jetzt vorhandnen Natur nicht ein dem Zeitalter analoges Ideal sollte con-

struiren lassen, was dem Apollon gleich käme. Beym Versuch seiner Vorstellung findet man, daß es dem Muscularbau nach verjüngter, mit verkürzten Längenverhältnissen aber perfektibilisirter ausfallen müßte. Die schöne Königin von Preussen und ihre Schwester, von Schadow, zeigen was die Kunst sogar aus ganz vorhandner Natur machen kann.

Das alles soll nicht Streit gegen Hrn. R. seyn, sondern ich warf es nur hin, um zu entwickeln: weshalb ich wünschte daß der Gegenstand genau untersucht würde. Sonst hab ich der Stelle, worinn H. R. ihn behandelt, bereits meine Huldigung gebracht, und es ist längst einem Werke als Ruhm anerkannt, wenn seine Ideen neue propagiren.

S. 39. fängt H. R. seine Berichte von mitgebrachten Adressen, abgegebnen Visitencharten, erhaltnen Einladungen u. s. w. an. Das alles soll hier nicht beurtheilt werden. Ich würde es nicht thun, wenn ich es auch vermögte, aber so hab ich mich um die Zirkelwelt wenig bekümmert. Es war eine Zeit meines Lebens, wo ich Gesellschaften sehr liebte, mich gern an Höfen präsentiren ließ, den Damen vorschwatzte, tanzte, spielte und was sonst dazu gehört. Allein seit mehreren Jahren verlor ich allen Geschmack daran, lebe isolirt, und von allen alten Bekanntschaften entfernt. Nicht aus Affektation einer gewissen Art von Philosophie, auch nicht etwa um die dadurch gerettete Zeit zum Studiren anzuwenden, ich weiß

selbst nicht wie ich zu der Abgeschiedenheit gekommen. Zum Theil liegt der Grund darinn, daß ich mir eine Kränkung im Dienst, und eine an Glücksgütern mehr zu Herzen nahm, als vernünftige Lebensphilosophie gestattet. Sonst weiß ich gar wohl, man kann, wenn man nicht selbst ein Querkopf ist, in jeder Gesellschaft, von der vornehmsten bis zur geringsten, von der unterrichtetsten bis zur unwissendsten, seine Unterhaltung finden, es giebt immer Bemerkungen zu machen und Menschenkenntniß zu sammeln. Doch darüber zu schreiben gewährt in den wenigsten Fällen allgemeines Interesse, und grade die vornehmern Sphären, die sich bekanntlich in ganz Europa gleichen, liefern sehr selten einen achtbaren Stoff für die Lektur.

Ich kam ohne alle Adressen nach Paris, ohnerachtet ich durch den verstorbnen Prinzen Heinrich von Preussen, der mir ziemlich wohl wollte, ihrer viele und bedeutende hätte erhalten können. Ich überließ mich meinem Schiksal. Ich kannte niemand in Paris, habe aber doch alles Merkwürdige gesehen und kam in mehr gesellschaftliche Verhältnisse, als ich selbst wünschte. Zu Frankfurt empfahl man mir ein Quartier beym Hrn. Seigneur, maison de Bruxelles, rue du mail. *) Da langte ich Abends an, und

---

*) Dieses kann ich auch meinen Landsleuten empfehlen. Die rue de mail liegt im bewohntesten Quartier zweyhundert Schritt vom Palais Royal, nahe am Louvre, und den

am andern Morgen wanderte ich, (ohne den angetragnen Lohnlakayen anzunehmen, da ich versuchen wollte, ob sich ein Fremder wohl selbst zurechtfinden könnte) mit meinem Bedienten zu einem Kupferstichladen, kaufte einen Grundriß der Stadt, und suchte nach demselben sogleich das Pantheon auf. Dann bestieg ich die Platteforme, schaute mit Befremden die ungeheuern Gebäudemassen, und orientirte mich und meinen Bedienten nach dem mir natürlich vorher schon bekanntem Plan. Die Seine, die Kirche Notre Dame, der Invalidendom, das Louvre, die Thuillerien dienen dabey sehr gut zu Richtungsobjekten, und wir beyde haben uns hernach nie verirrt. Eine kleine Topographie führte zum Auffinden aller Merkwürdigkeiten, selbst des Hotels des Preussischen Gesandten, bey dem ich meinen Paß vorzeigen mußte, um durch ihn die Sicherheitscharte von der prefecture de police zu erhalten. Nun machte ich gleich in dem Hotel garni, wo ich logirte, Bekanntschaft mit einem Artillerie-Capitain aus Besançon, der aber ein gebohrner Pariser war, und sich einige Zeit mit Urlaub hier aufhielt; dann mit noch einigen ziemlich interessanten Fremden. Ferner fand ich einen jungen Edelmann aus Dänemark, den

---

vorzüglichsten Theatern. Der Wirth ist ein billiger Mann. Ich bezahlte für ein möblirtes Zimmer nebst Kammer und zwey Betten monathlich 27 Livres. Kein Fremder würde in Berlin für den Preis in guter Gegend wohnen können.

ich vor mehrerer Zeit schon zu Wien hatte kennen lernen, der mit dem verstorbnen Dolomieu verschiedene Reisen machte, zu Paris einige Jahre schon in ausgebreiteter Bekanntschaft lebt und im Fach der Geologie und andrer Naturwissenschaften schriftstellert; auch den Chevalier Bouflers, den ich von Rheinsberg kannte, und noch einige Franzosen, die ich ehedem dort gesehen, auch Karl von Bülow (der eben von England angekommen und mit dem bekannten Grafen von Schlabberndorf liirt war, von dem er immer sagte: wenn er spricht, so ists als ob man die Providenz selbst hörte!) Noch ward mir die Bekanntschaft mit einem Kaufmann aus Cöln, der während der Revolution in Paris gewesen, Namens Neumann nützlich. Auch noch eines Deutschen Kaufmanns Namens Seiler, der schon lange in Paris wohnt und seines Sohnes. Durch diese alten und neuen Bekannten, die mich der Zufall finden ließ, machte ich wieder neuere, fand Unterhaltung, konnte Merkwürdigkeiten vortheilhafter sehen, und kam in so viel Gesellschaftszirkel, als ich nach meinem Geschmack daran wünschte, ja in noch mehr, denn ich zog mich selbst, Zeit zu gewinnen und mich weniger zu geniren, zurück. Vor allen war mir der Artilleriecapitain, ein Franzose im ganzen Umfang des Worts, ein Bouffon des gemeinen Lebens, ein feiner unterrichteter Gesellschafter, und auch wieder in das Verworfenste was irgend ein Winkel von Paris darbietet Geweih-

ter, interessant. Er führte mich bey seiner Tante unweit des Platzes de la victoire ein, die sehr geschmackvoll wohnte, splendid bewirthete, und zwey liebenswürdige geistreiche musikalische Töchter besaß. Eben so bey einem der nouveaux riches, der mich auf seine sehr luxuriös eingerichtete Campagne einlud. In einer Gesellschaft, die ich nicht näher bezeichnen kann, (es mögte ein böser Genius sein Spiel haben) wo man übrigens schon laut von einem künftigen Empereur des Gaulois, wie man den Titel prägte, sprach; befremdete mich die Dreistigkeit des Urtheils und der Witzeley außerordentlich, um so mehr als ich anderwärts die behutsamste Zurückhaltung wahrgenommen hatte. Hier sagte man in meiner, eines Unbekannten, Gegenwart die stachlichsten Bonmots.

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —*)

Ein reicher Amerikaner aus Cayenne, der wegen weniger Terreinkenntniß allenfals zu entschuldigen gewesen wäre, konnte sich gar nicht zufrieden geben, daß ein Corse Frankreich beherrsche. Wenn doch durchaus ein Oberherr nöthig war, rief er mehreremal, war denn unter so vielen Franzosen keiner zu finden? und die Pariser stimmten zu meiner größten

---

*) Diese Stelle ward gestrichen.

Verwunderung mit ein. Auch äußerte man sich hier ganz laut, daß Moreau den Platz als Chef der Republik weit mehr zur allgemeinen Genugthuung ausfüllen würde, wogegen ich aber meine Zweifel vortrug, und ihnen grade unter die Augen sagte, daß ein zu einfaches, zu gelindes Oberhaupt, wie dieser große Feldherr seyn dürfte, ihrer Corruption nicht entspräche. Kurz man war hier so frey, daß mir als Fremden sogar bange ward, die Aeußerungen zu hören.

Mein Artilleriecapitain verschaffte mir auch Gelegenheit, die Psychologie an Gegenständen tiefer moralischer Verderbniß zu schärfen, indem er mich überredete, ihm zu Spielgelagen und verdächtigen Orten zu folgen. Das Buffoniren unterließ er hierbey selten. Er spielte dreist und gewöhnlich glücklich. Hatte er nun ein zwanzig dreyßig Louis gewonnen, so dachte er darauf, sie auf die närrischste Weise zu verthun. Oft trieb er dann ganze Heerden von Freudentöchtern aus dem Palais Royal zusammen, die er entweder auf einem Caffeehause bewirthete; oder ein halbes Dutzend Cabriolets mit ihnen angefüllt, er in dem vordersten, eine Promenade nach den Champs elisées oder dem Hameau de Chantilli veranstaltend. Er führte mehreremal solchen Zug in ein Boulevardtheater, was denn Aufsehen genug erregte. Auch begab er sich wohl in Gesellschaft einiger solcher Subjekte, (wozu er aber grade die vom frechsten Aussehen wählte,) an öffentliche Oerter, und spielte

den Provinzialgimpel, der vornehme Damen in ihnen vermuthete, wobey er denn den Poitevins- oder Picardischen Dialekt nachahmte. Dergleichen Späße waren theuer, denn außer den Unkosten des Fuhrwerks und der Bewirthung, mußte er den Hetären ihren Zeitverlust entschädigen, die sonst den Henker nach seinen witzigen Einfällen gefragt hätten. Oefters wenn ich mit ihm ausfuhr, ließ er plötzlich halten, und bekomplimentirte einen Vorübergehenden auf das erfreuteste und artigste, der denn dadurch an den Wagen gelockt wurde. Nun überschüttete er ihn mit Höflichkeiten, bedauerte ihn so lange nicht gesehen zu haben, erinnerte ihn an den und jenen Ort, wo sie zusammen vergnügt gewesen wären, bedauerte nach einem Schwall von Redensarten, daß er nicht noch länger das Vergnügen haben könnte, sich mit ihm zu unterhalten, bat ihn in seinem Quartiere, (was er irgendwo erdachte) zu besuchen und gebot fortzufahren, ehe jener noch zu einem Worte kommen konnte. Wenn ich dann fragte: wer der Mann sey? hieß es: je ne l'ai jamais vu. Auch wenn wir an Handelsläden vorüberfuhren, wo des Eigenthümers Name am Schild zu lesen war, rief er hinein: Monsieur N. N. oder Madame N. N. j'ai l'honneur de vous saluer, comment se porte un tel etc., daß die Leute denn befremdet dankten, was ihn sehr ergötzte. Man sieht hieraus: daß dieses Mannes Gesellschaft in ihrer Art unterhaltend genug war, obgleich nur ein unbe-

kannter Fremder es gut wagen konnte, sie zu cultiviren. Der Deutsche Kaufmann ward mir sehr nützlich, indemer mich zu öffentlichen Sitzungen begleitete und mir dort die merkwürdigen Männer zeigte, die mir dem Namen nach bekannt waren. Durch den Dänen lernt' ich einige Gelehrte kennen. Das andre als Bibliotheken, Museen, Theater, öffentliche Belustigungsörter sucht ich mir selbst mittelst meiner Topographie auf, und überließ mich sonst dem Zufall. Es versteht sich hiebey von selbst, daß so ausgebreitete und wichtige Bekanntschaften und Verbindungen, als H. R. zu Paris fand, unendlich zuträglich sind, um Vergnügungen vieler Art zu genießen, und viel Merkwürdiges näher zu beobachten. Ich mögte hierbey H. R. beneiden; inzwischen obgleich diese Vortheile mir abgiengen, so bin ich doch zufrieden mit meinem Aufenthalt gewesen, und grade die (zum Theil willkührlich) entbehrten Gesellschaftsverhältnisse haben mir sicher manchen Genuß verschafft, zu dem ich sonst nicht gelangt wäre. So gerieth ich auf ein Kaffeehaus des Palais Royal, wo man besonders Offiziers en retraite fand. Sie versammelten sich hier in großer Zahl. Mit Franzosen knüpft sich die Unterhaltung leicht an, besonders mit Militairs, die bey weitem nicht die geschraubten Bedenklichkeiten der Hauptstädter haben, wenn das Gespräch auf Krieg und Politik kömmt. Was erfuhr ich hier nicht alles! Hätte ich jede einzelne Anekdote, jede

wichtige charakteristische Notiz der Französischen Kriege, die hier erzählt wurden, aufgeschrieben, wahrlich das allein hätte einer interessanten Schrift Materie geliefert. Ich Träger, daß ich es nicht that! Einiges davon aber denke ich doch zu seiner Zeit anzuwenden. Man sagte mir daß mehr als Tausend, zum Theil invalide zum Theil reduzirte Officiere auf weitre Versorgung warteten; hier war ihr Rendezvous, man kann daher denken, daß die Nachfrage nach jemand, der bey Jemappe oder Fleurus, bey Lodi oder Marengo, in der Vendee oder Spanien, in Neapel oder Egypten gefochten, nie vergeblich war. Hier erzählte ein freygeisterischer Wildfang die Schwänke, die mit Mönchen und Nonnen in Italien getrieben wurden, dort zeigte ein Halbreligiöser den Unsinn den man begangen, indem man Philosophie gegen die Chouans waffnete, wobey er die unerhörten in dem fanatischen Gräuelkrieg erlebten Scenen zurückrief. Hier crayonnirte ein kaum noch sehender Ingenieur die Befestigung von Acra, dort sprach ein verkrüppelter Seeheld von dem fürchterlichen Tage bey Abukir. Einer schilderte sein Glück in manchem eroberten Harem, ein andrer zeigte die Verletzungen der Mameluckischen Ketten, in denen er schmachtete. Hier sah ich auch den Schriftsteller Piniére, der sich viel an die Marineoffiziere schloß, was erklärbar ist, da er in diesem Fache schreibt. Sein Werk: sur la decadence de la marine française scheint mir, so

weit ich den Gegenstand beurtheilen kann, vortreflich. Es werden hier die Ursachen der verfallnen Seemacht so tief aufgesucht, die Mittel zu ihrer Aufhülfe so sachkundig projektirt, daß man erwarten darf: die dadurch aufgeregten Ideen werden mit andern zur Regeneration der Flotte führen. Pinière erklärt aus der viel ernstlicheren consequenteren Administration des Englischen Seewesens sein Uebergewicht, wogegen die Französischen Marineminister zu oft gewechselt, und selbst nicht genau controllirt wurden. Er nennt deren, die in ihrem Leben kein andres Meer als in der Oper gesehen hatten. Er zeigt wie diese oft die Vorschläge der Unterrichteten vernachläßigten, unkundigen Neuerern ihr Ohr liehen, aus unzeitigem Geitz oder Bereicherungssucht, Einschränkungen nnd Ersparungen anbrachten, wo sie sich durchaus mit der Natur der Sache nicht vertrugen. Auch erhob öfters der Ministerialnepotismus die erklärteste Unfähigkeit auf bedeutende Plätze. Alle die Misbräuche konnten in England, wo die Flotte als die wichtigste Nationalangelegenheit, nur der competentesten Aufsicht unterworfen ist, in sehr seltenen Fällen statt haben. Im Englischen Gelde, womit dort am wenigsten gekargt wird, und seiner erzwungnen richtigen Verwendung, sagt er, liegt die Ursache des Triumphs unsrer Feinde. Durch Geitz und Mißbrauch überwinden wir uns selbst, denn bey jeder Ausrüstung einer Flotte, hörte man über Mangel und Schlech-

tigkeit der Bedürfnisse, und Unfähigkeit der Verwaltung klagen. Den Vorzug der Englischen Schiffsbaukunst will er aber keineswegs einräumen, sondern zeigt, daß man diesseitig hier größere Künstler aufzuweisen habe, daß auch die Insulaner den Segelmechanismus und die meisten nautischen Theorien neuerlich von den Franzosen entliehen. Auch giebt er nicht zu, daß jene im Besitz besserer Matrosen wären, so laut auch die Navigationsakte, die bey dem ausgebreiteten Handel die Routine so befördert, dafür zu sprechen scheint. Die raschern Franzosen, unter allen Völkern am meisten fähig, jedem Clima zu trotzen, meint er, müssen nothwendig die brauchbarern Seeleute seyn. Sie wurden freylich die letzte Zeit nicht genug geübt und man ließ durch Inconsequenz das Mißvergnügen einreißen. Er erkennt das Vortheilhafte des Englischen Muths, den Ausdauer, so wie den Französischen Ungestüm charakterisirt, giebt zu, daß jener bey dem Kriege, der auf den Wellen geführt wird, allerdings sehr zu schätzen sey; doch meint er, die schnellere Manövrirkunst, zu welcher die Franzosen fähig wären sich zu erheben, müsse das aufwiegen. Er fährt fort: man dürfe nur Theorie und Erfahrung hier so richtig anwenden, als es bey der Landmacht geschehen sey, um die Flagge Frankreichs in der Glorie seiner Fahne wehen zu lassen. Er zeigt dabey Wege an, die die Administration einschlagen müßte, denen der Bey=

fall nicht zu versagen ist, ob man wohl fühlt, daß nur erst eine lange Jahrenreihe sich zur Meisterin der vorhandnen Schwierigkeiten machen kann. Inzwischen wird hier immer Rom und Carthago allegirt, und ein Punischer Krieg unterwarf freylich das letztere nicht.

Verweilen wir hier noch einen Augenblick. *) Ich habe hernach einige Seehäfen des nördlichen Frankreichs gesehen, besonders zu Havre de Grace mich mehrere Wochen aufgehalten. Dies ist bekanntlich kein Hauptseeplatz, aber seine Lage am Ausfluß der Seine ist höchst wichtig. Die Rhede sah große Begebenheiten der Vorzeit. Hier stach Cäsar mit den auf der Seine erbauten Fahrzeugen in See, um die Britannier

---

*) Ich weiß gar wohl, daß ich durch das häufige Abschweifen meinem Titel untreu werde. Doch hab' ich schon die Neigung für das Abhandeln wichtigerer Gegenstände geäußert, und sie verführt mich. Nicht als ob ich glaubte hier selbst etwas leisten zu können, sondern nur um fähigere Schriftsteller daran zu mahnen, berühre ich manches weitläuftiger, als es in den Plan zu passen scheint. Denn wo finden wir wohl über die Angelegenheiten des Französischen Seekriegs befriedigende Auskunft? Zeitungsnachrichten, Hypothesen, die Unkundige nach dem Erfolg aufstellen, ohne des Erfolgs Ursachen zu kennen, und phantastische Raisonnements; viel mehr hören wir nicht. In Archenholz Minerva scheint es allein daß dergleichen Dinge bisweilen gehörige Würdigung finden. Dagegen freylich aber wird uns Tausendmal erzählt, wie Madam St. Aubain auf dem Theater Faydeau gesungen habe.

zu bekriegen. Hier lief Sigfred mit 40 Tausend Skandinaviern im Jahr 885 in die Seine, um Paris zu erobern. Oefters langten die Engländer hier feindlich an, und wenn sie mit andern Völkern jemals eine Landung in Nord-Frankreich unternehmen wollten, *) (zu seiner Zeit vielleicht eine sehr zweckmäßige Maasregel) so wär die Rhede von Havre de Grace der Punkt, von welchem aus man sich dieses Platzes und Honfleurs müßte zu versichern suchen, um durch den Besitz der Seine unterstützt, auf Rouen und Paris eindringen zu können. Man weiß das wohl und hat die Festung neuerlich sehr verbessert. Ueberhaupt zeigen auch die neuen Werke am Casteel, die letztgegrabnen Bassins, der auf mehrere Tausend Toisen, aus ungeheuern Felsblöcken gethürmte, ins Meer geführte Damm mit Batterien und Brustwehr, *) daß es der Regierung Ernst wird, die Angelegenheiten der Marine herzustellen. Und darüber ist man auch in Frankreich ganz einig, daß Bonaparte, wenn

*) In den Jahren 1792 — 1793, oder 1799 — 1800 wäre vielleicht eine Landung an den Küsten der Normandie mit gehöriger Heerszahl, die den Schwierigkeiten der Vestungen ausweichend, Paris am nächsten imponirt hätte, zweckmäßiger gewesen, als alles was geschah. Es ist nur schlimm, daß man eher geneigt ist, zehn mäßige Schwierigkeiten zu handhaben, als eine große, wenn auch der Summengehalt der letztern vielleicht geringer ausfiel.

**) Vor allen aber der Hafenbau von Cherbourg, für dessen Aufwand eine Egyptische Pyramide aufzuthürmen wäre.

er einmal etwas angreift, sich auch zweckmäßiger Mittel bedient. Wahrlich, vor einem solchen Bau stehend, und im Nachdenken über die Intelligenz, die ihn erfand und ausführt, muß man diese denn ganz anders beurtheilen, als wenn man Beschreibungen ihrer Schwächen lies't, (die übrigens gar wohl auf tiefen Plan schließen lassen) welche wegen der Höhe des Standpunkts natürlich auffallen. Widrig wirds der unpartheiischen Betrachtung, wenn aus diesen Schwächen versucht wird, ein allgemein nachtheiliges Licht auf diese Intelligenz zu werfen, oder ihr gar der Vorwurf der Kleinlichkeit aufgedrungen wird. Welche schiefe Beurtheiler sind wir Deutschen doch oft, oder vielmehr welche kleinliche Beurtheiler. Ein Mann ergreift den obersten Ring der Staatskette einer völlig desorganisirten Nation, leitet 30 Millionen verwilderte, widerspenstige, zu allen Extremen fähige Menschen fest und sicher, beherrscht nebst ihnen noch manches andre Volk, und bringt die zerstörtesten innern Verhältnisse in lichte Ordnung. Es gefällt ihm dabey, an den obersten Ring eine bunte Dekoration auszuhängen, was eben so sehr nicht befremden kann, da ers wahrlich nicht mit einer einfachen Menge zu thun hat. Statt nun auf die tiefe Einsicht zu achten, die die tausendfach zerrißne Kette wieder zu verbinden wußte, und auf die kräftige Gewalt, die sie schon mehrere Jahre hält, gaffen wir nun erwähnte Dekoration an, (hier auf jeden Fall

nur eine Bagatelle) und schreiben Bücher voll Tadels gegen sie. Was Bonaparte oder der jetzige Kaiser Napoleon als reiner Republikaner werth ist, wissen wir; so viel als Perikles und Octav. Aber unser Zeitalter hat seine Infirmität zum reinen Republikanism laut genug dargethan, Frankreich forderte, (der ächte Demokrat kann das mit einem nicht mehr als billigen leider begleiten,) keinen Junius Brutus, keinen Washington; es forderte eine herrschende Individualität andrer Art. Und es fand diese in Bonaparte, wer kann es leugnen. Weit entfernt ist hier die Absicht, sein Lobredner zu seyn, wohl aber liegt die zum Grunde, die Deutschen (wenn es möglich wäre, und eines unbekannten Schriftstellers Stimme so weit durchdringen könnte) zu erinnern, doch ja den Chef der Französischen Nation, und die ganze Nation richtiger zu würdigen. Aus Täuschungen der Art erwuchs uns ja bereits so viel Unheil. Immer werden uns Züge der Kleinlichkeit und Flachheit unsrer westlichen Nachbarn berichtet, dies erzeugt ein Geringschätzen, was oft schon auf das Beginnen eines Kriegs, öfter auf die Art ihn zu führen, einwirkte. Und wie demüthigend waren oft die Resultate dieser Kriege. Freylich müssen uns und den Engländern tausend Charakterzüge der Franzosen kleinlich und weibisch erscheinen; aber konnten wir denn nicht längst auf den Satz kommen: Das eigentlich charakteristische der Franzosen ist, daß

Bayerische Staatsbibliothek München

bey ihnen die äußern Symptome über die innere Realität täuschen! *)

Bey meiner Anwesenheit zu Havre de Grace wurden einige Corvetten armirt, die nach St. Domingo bestimmt waren. Ich machte mit einem unterrichteten Seeoffizier, Namens Gabert, Bekanntschaft, welcher mir (was sonst Schwierigkeit macht) Gelegenheit verschaffte, alle Einrichtungen auf diesen

---

*) Der Engländer Norkroft, einer der bessern Beobachter sagt: in Frankreich finde man Dinge, welche die Thorheit selbst verachten, aber andre, die die Weisheit selbst bewundern müsse. Das ist doch einmal ein Ausspruch vorzüglichern Gehalts wie das so viel gehörte einseitige Lob oder der einseitige Tadel. Weiterhin erzählt er denn aber auch eine Menge Anekdötchen, bey denen nur die nachtheilige Rücksicht erwogen wird. So hält er sich über einen Obersten auf, der Damen sticken hilft, denkt aber nicht daran, daß wenn dieser den Kreis seiner Omphalen verläßt, er doch aller Erwartung zum Trotz vielleicht ein Alcid sein kann. Er führt zwey Decroteurs an, von denen einer sagte: Que je suis malheurenx! je n'ai pas gagné le sous d'aujourdhui, und der Cammerad antwortete: Eh bien! il faut être philosophe, il ne faut pas se plaindre. Das kann er nun nicht genug belachen, und es fällt ihm gar nicht bey, daß Tausende vom Jan Hagel wahrlich wie praktische Philosophen handelten. Auch hat er sich eine höchst abgeschmackte Mähre aufbinden lassen. Nehmlich unter den Urkunden, die Bonaparte vorgezeigt hätte, um die Berufung des Volks zum lebenswierigen Consul zu beweisen, wäre die eines Regiments gewesen, was seinen Namen nicht hätte schreiben, sondern nur mit Kreutzen bezeichnen können. Das ist so ein Geschichtchen, um Londner Tavernbesucher zu ergötzen, wenns über die french dogs hergeht; wie's aber ein vernünftiger Mann ernstlich erzählen kann, begreift sich gar nicht.

Fahrzeugen zu sehen. Es war hier alles neu, und vortrefflich gearbeitet. Dem Nichtsachkundigen erschien durchaus nichts, was einen Vergleich hätte fürchten können. Sogar die große Reinlichkeit auf den Englischen Schiffen (im Allgemeinen gewiß kein Französisches Prädicat) war bis zur Pedanterie eingeführt. Die strengste Disciplin herrschte. Sie war in der Revolutionszeit bekanntlich hier, wo sie doch so nöthig ist, ganz verloren gegangen, und ihre Herstellung zeigt von dem Ernst, womit man zu Werke geht.

Die Corvetten maneuvrirten auch vor der Rhede, und viele Einwohner fuhren auf Chaluppen hinaus, um des sehr schönen Schauspiels zu genießen. Sie legten vor und bey dem Wind, wandten, feuerten auf einander und enterten, alles mit großer Akkuratesse und Schnelligkeit. Freylich wars nur Scherz, aber der Zuschauer mußte immer einen vortheilhaften Begriff fassen, und der Glaube an die notorische Unfähigkeit, der meerbeherrschenden Britannia zu trozzen, wenigstens vermindert werden. Denn wenn man schon wahrhaft auszumitteln sucht: wodurch man bisher überwunden wurde, geht man dem künftigen Siege schon einen bedeutenden Schritt entgegen. Und Bonaparte, der sich manchen Fürstenfehler zulegte, scheint doch den zu vermeiden, sich auf einseitige Rapports zu verlassen. Er sieht selbst. Und sein Talent der praktischen Psychologie — wenn doch die Höfe

dies Instrument des Schicksals oder der Providenz, wie man will, richtig würdigen, und ahnen wollten, welche Gefahr aus dem Irrthum hervorgeht, der ihn zu leicht wägt.

Freilich sinds Riesenschritte, die jenes stolze Albion beym Meerkrieg noch voraus hat. Erstens ist der Vortheil, den ihm die Erziehung der Seeofficiere abwirft, gar nicht zu berechnen. Die Strenge, mit welcher hier die Zöglinge jeder körperstählenden Abhärtung bloßgestellt werden, verbunden mit der auf dem rauhen Element abgeschnittenen Gelegenheit zu Ausschweifungen, vollendet hier die athletischen Organisationen, in denen doch nur ein wahrhaft (und dauerndes) starkes Gemüth wohnen kann. Bey den Franzosen, wo des allgemeinen Tons der Libertinage halber die Vorkehrungen gegen den Sittenverderb nur unvollkommen erreicht werden können, dürfte das schwer nachzuahmen seyn. Aber die Behandlung, welche die Englischen Seeofficiere erfahren, dient noch mehr dazu, den Muth zu erzeugen, den die fürchterliche Natur ihrer Kämpfe fordert. Hier findet blos die Beförderung nach der Anciennetät statt. Kein Vorzug, weder von der Geburt noch den Talenten hergeleitet. Der geringste Seeofficier kann darauf zählen, wenn nicht Infirmität oder Verbrechen ihn ausschließen, auf dem Wege der Alternation zum höchsten Range emporzusteigen. Das ausgezeichnete Verdienst wird nicht durch Einschieben vor

andere, sondern durch Titel, Orden, oder lukrative Vortheile belohnt. Die durch Alter erzeugte Unfähigkeit darf nicht Zurücksetzung fürchten; Anstellungen in Häfen oder ehrenvolle Pensionen, nicht zufälliger Gunst, sondern dem Alle gleichbehandelnden Regulativ unterworfen, erwarten ihrer. Das einzige was der Staat sich hier Willkührliches vorbehält, ist das Uebergeben des Commando's an den, der seine Fähigkeit dazu bewährte; das darf aber nie seine Vordermänner kränken, die durchaus keine Dienste unter einem Jüngergedienten leisten, und dann auf dem Lande rangmäßig angestellt sind. Das Resultat davon ist nun jener Stolz auf Eigenwerth ruhend, der durch das hohe Ansehen, in welches er sich selbst brachte, so hoch genährt wird, und der keine Demüthigungen als durch seine Schuld zu fürchten hat. Er leistet eben so viel als der reinrepublikanische Gleichheitsgeist. Er ist bei weitem jedem andern Motiv vorzuziehen, was den Muth integriren soll. Viele Großen der Erde haben gar keine Ahnung davon, was mit ihm auszurichten ist, und um sich das Vergnügen der Begünstigungen nicht zu versagen, schwächen sie ihn, oder rotten ihn wohl gar auf der andern Seite aus. Welchen Vortheil kann eine Regierung davon haben, daß sie Einen auf Kosten von funfzig andern erhebt? Der Eine ist vergnügter und die funfzig mißvergnügt geworden. Zwey Armeen giebts in Europa, die die unendlichen Nach-

theile des Nepotismus übertragen, und dafür den Nutzen, der aus der frühen Hinstellung der Genialität an ihren Platz erwächst, zulassen: die Französische und Russische. Erstere wegen des durch die ganze Nation verbreiteten Point d'honneurs, und letztere, weil ihre Officiere so physischkräftige religiöse und machinirte Krieger anführen; alle übrigen schaden sich dadurch unerhört. Auch die Englische Flotte würde gar bald im Preise sinken, wenn man in derselben nach Verdienst anfing zu avanciren. Denn was alsdann bald als Verdienst zu Markt gebracht wird, ist bekannt. *)

Wie muß aber die Natur des Muthes seyn, der den Ausschlag der Seekämpfe geben soll? Denn man wähne ja nicht, seine Wirkungen wären allenthalben dieselben. Ein völlig reiner Muth, der die Gefahr als nicht vorhanden behandelt, ist zufolge des menschlichen Instinkts nirgends: das geheime Naturgesetz mahnt das Individuum, sich der Gefahr zu entziehen. Gewisse Leidenschaften, als Wuth, Haß, Rache, können das Naturgesetz wieder momen=

*) Man erwäge hier, daß man beym Seekriege alte Befehlshaber in neun Fällen gegen einen, vor jungen vorziehen muß, da es hier kaltes Blut gilt. Auf dem Lande kann das warme öfters besser seyn. Hier ist auch die Invalidität des Alters schlimmer. Nelson wäre durch den Verlust des Arms unfähig auf dem Lande zu commandiren, er hinderte ihn am Reiten.

tan überwinden, und moralische Bewegungsgründe, als Ehre, Pflichtenrücksicht oder Hoffnung, solche Leidenschaften erzeugen. Auch giebts einen Muth aus Leichtsinn, der der Gefahr noch unkundig ist, weshalb man oft Heere, die aus meistens alten versuchten Combattanten bestanden, durch jugendliche Horden werfen sah. Noch mehr: es giebt einen Muth der Angst, welcher nicht wenig schon siegte. Wenn nemlich der instinktempörende Zustand der Todesgefahr zu lästig wird, und die Flucht nach hinten, wegen mehr dort stehender eignen Truppen nicht thunlich ist, oder ein Rest von Schaam sie nicht zuläßt, und die Soldaten verzweifelnd auf den Feind los fliehen. Dieser wird dann imponirt durch den Schein eines fürchterlichen Angriffs, und räumet nicht selten das Feld. Bonaparte, der nicht wie die meisten Feldherrn die Herzhaftigkeit als abstrakten Begriff behandelt, und ein Hazardspiel damit eingeht, weiß sie nicht allein glücklich zu motiviren, sondern auf der Stelle auch aus ihrem wahren Gesichtspunkt anzusehn. Daher der Grundsatz, einzelnen Attaken den Rückzug dornigter als das Vordringen zu machen. Auch der: bis zum Ende eines Treffens einen Heerestheil durchaus ohne alles Mitwirken zu lassen, dessen frische Agilität, die, wenn alles handelte, doch nun auch handeln muß, so geeignet ist durchzugreifen; wobey die feinpsychologische Notiz zu Grunde liegt: daß, besonders wenn der Kampf schon lange

währte, jeder Theil geneigt ist, sich zurückzuziehen, falls er einen anständigen Vorwand findet. Und das ist ein frischer Succurs. — Doch das gilt alles vom Lande, wo ohnehin Manoeuvres aus der Ferne und Nähe, Rücksichten der Subsistenz, und unvorausgesehene Zufälle mächtig einfließen. Nicht so auf der See, wo die Strategie (aus der Ferne) größtentheils wegfällt, man die Magazine bey sich führt, und alles nur auf die Genauigkeit der Taktik beruht. Diese fordert so viele Kalküls, so viele Aufmerksamkeiten, daß nur der Gleichsinn sie richtig vollziehen kann. Vom Gebieter der Flotte bis zum letzten Matrosen, der bey einem Seegelstrang angestellt ist, will die Natur der Sache Geistesgegenwart. Ein Strich um den der Wind umläuft, das geringste Zu- oder Abnehmen an seiner Kraft (da das auf die Bewegung der Fahrzeuge und die Sicherheit der Schüsse so vielen Einfluß hat), eine Verletzung der Takeläge, ein bedeutender Leck, die Ersetzung jedes beym Schiffsmechanismus angestellten der getödtet wird, fordert schon die ruhigste Aufmerksamkeit, die schnellste Vorkehrung, um wie viel mehr die Beobachtung aller feindlichen Maasregeln. Auch wenns zu rasch-offensiven Schritten kömmt, wie zum Durchbrechen der Linie, oder dem verwegnen Entern, kann das nur mit Genauigkeit aller Pflichtleistungen gelingen, da auf dem Lande bey kühnen Offensiven, oft nur das wilde Losstürmen genügt.

Es leuchtet daher ein, daß der Muth des Seekriegers hauptsächlich in Geistesgegenwart bestehn muß. Ihre Erkünstlung geht aus Gewohnheit der Gefahr, und dem Stolz hervor, der den Grundsatz gegen den Instinkt in sich befestigte: lieber sterben, als unter der Schande des Vorwurfs leben zu wollen. Der raschaufwallende Muth, der erst Ehre erwerben will, thue er auch zu seiner Zeit Wunder, ist doch weniger scrupelhaft, sich über das Mißlingen zu trösten.

Ob nun die Franzosen geeignet sind, hierinn den Söhnen der stolzen Britannia gleich zu kommen, auch wenn man alle Consequenz und die lange Jahrenreihe, die bis dahin noch verfließen muß, voraussetzt, erwäge man aus dem Ueberblick der Dinge. Es scheint aber, das Beste wird für Frankreich immer eine Landung seyn. Sonderbares langes Zaudern damit! Es gilt hier Verwegenheit, denn der Preis ist so hoch. Und warum soll in diesem Jahrhundert denn durchaus unthunlich seyn, was in der Vorzeit möglich war. Die Schwierigkeiten sind groß, allerdings; aber hätte Rom die Punische Küste so nahe gehabt, seine Heere hätten auf Fischerkähnen hinüber gemußt. Und das ist nicht zu streiten, wären die Menschen und Summen, die die Egyptische Expedition kostete, auf eine Landung in England verwandt, so hätten, auch wenn sie nicht der Erwartung gemäß gelungen wäre, doch ganz andre Wirkungen davon erfolgen müssen.

Das Schicksal wende es aber ab, daß die Landung gelingen möge. Deutschland würde dann seine Ruhe tief betrauern müssen. Hätten die auswärtigen Könige, die vormals die Gefahr der wachsenden Macht Roms wohl ahnten, sich vor der Zerstörung Carthagos nicht durch getheiltes Privatinteresse von einer ernsten Vereinigung abhalten lassen, die Stadt auf den sieben Hügeln wäre nimmer Herrin der Welt geworden. Aber so gehts. Die Geschichte ist eine so weise Lehrerin, aber man hört sie nicht. Oft bereitet man auch durch die Ruhe, die man in der laufenden Decennie liebt, künftigen desto verwirrteres Unheil vor. O mögte unser Vaterlund nie solche Erfahrung machen. Mögten auch Schriftsteller nicht dazu beytragen, eine Geringschätzigkeit zu erzeugen, wo sie bey Gott unglücklich paßt.

S. 41. beschreibt H. R. Fox, und das Portrait seiner Gestalt ist so meisterhaft entworfen, daß man den Britten, wenn man ihn sah, wieder vor sich glaubt. In allen Schilderungen des Aeußerlichen zeigt H. R. ein neidenswerthes Talent; hätte es ihm doch gefallen, öfter in das Innre zu dringen. Man sieht bey ihm Herrn Fox mit den Whistcharten in der Hand allerdings recht gern, aber ein so sachkundiger Mann hätte über des rüstigen Oppositionairs Gegenwart in Paris wohl etwas mehr sagen können. Nicht einmal die erste merkwürdige Unterredung zwischen Bonaparte und ihm wird berührt und mit einigen Reflek-

tionen, die sie doch wohl verdiente, begleitet. Einem Beobachter von Hrn. R. Geist, und seinen in diesem Fall so wesentlichen Bekanntschaften, müßte es nicht schwer geworden seyn, auch andern Schritten des Herrn Fox, als denen zum Spieltisch nachzuspüren. Ich tadle gar nicht, daß er nicht wollte, bedauere, aber, daß es nicht geschah. Denn sicher dürfte Fox Gegenwart nicht so gleichgültig gewesen seyn, als sie schien. Man ist allgemein der Meinung, daß der Friede von Amiens Englischer Seits auf die Zerrüttung der Westindischen Angelegenheiten der Franzosen berechnet war. Nun (wenn man dem Brittischen Ministerium hier nicht zu viel Ehre erzeigt) wer hat denn den tiefen die Folge so richtig anticipirenden Plan entworfen? Sollte Fox seine Addingtons, seine Pitts nicht kennen? Sollte der Fuchs nichts gewittert haben? Und trotz seiner Opposition wird er sich ohne Zweifel dem Interesse des Vaterlands gern widmen. Weshalb war er also wohl in der Hauptstadt Frankreichs? blos aus Neugier? ich zweifle. Ach viel, viel, was heimlich geschieht, ist doch für die Geschichte verloren. Wie selten kann sies auch zu einer richtigen Analyse des Charakters öffentlicher Individuen bringen. Ich habe mehreremal den Capuciner gesehen, den Kayser Joseph an sein Todbette rief, um was sein Bewußtseyn belästigte, in ein beichtvernehmendes Ohr auszugießen. Ha dachte ich: wenn dieser Mönch

plaudern wollte, was würden wir erfahren! Kein Biograph des berühmten Alleinherrschers kann sein Gemüth kennen, wie der Barfüßer.

S. 46 klagt H. R. daß bey dem ersten Besuch der großen Oper ihm eben keine angenehme Ueberraschung bereitet gewesen sey. Er fand Tamerlan angekündigt, und sagt bey dieser Gelegenheit: „Auch ein Tamerlan, dacht ich, und glaubte, einen eigentlichen Tamerlan im Käfigt wüthen zu hören.“ Das ist charakteristisch, und läßt auf die Stimmung schließen, die so zerstreuender Natur gewesen zu scheint, daß ein eminentes historisches qui pro quo erfolgte. Was wird H. R. nicht wissen; daß Bajazeth und nicht der Tatarische Feldherr im Käficht wüthete. Aber Winter hatte die erwähnte Stimmung hervorgebracht, die gar wohl ein Geschichtsfaktum verwechseln ließ. Es kann auch so leicht für einen Tonkünstler einen widrigen Eindruck geben, als welchen die Composition Winters von einem Text, den man zuvor selbst bearbeitete, machen muß. Doch darf man die Billigkeit nicht vergessen. Der berühmte Münchner ist für uns Deutschen der erste jetzt lebende Componist, mit aller Instrumentalkunst Mozarts; und noch neuer, noch cantabiler, obgleich nicht ganz so genial. Er überrascht und rührt unendlich. Gleichwohl ist eine Frage, ob er für die Franzosen eben so paßt. Mir deucht wenigstens, daß er hier nicht mit genug Geist in das Allgemeine und Einzelne der Hand-

lung bringt. H. R. dessen Hang zur Universalität, und zu verwegnes Aufschwingen nach den Gipfeln der Kunst, ihn das tieftheoretische Studium Winters versäumen ließ, kann aus dem Grunde freylich nie so reich an Ideen seyn; doch vertraute er sich mit dem Style Glucks, und dem Genius der französischen Sprache bey weitem mehr. Sein geniales Feuer, sein geschärftes ästhetisches Gefühl liegen hier auch mächtig auf der Waagschaale. Und aus den Gründen mögte er für die Französische Oper doch sehr geeignet seyn. Ich hörte Winters Composition auch mehreremal, und bey meiner großen Vorliebe für ihn, mit Entzücken. Doch konnte ich darum nicht ungerecht gegen den Tamerlan Hrn. Rs. werden, der mir von Berlin bekannt war, und meiner Empfindung nach hätte dieser ein größere Wirkung gemacht. Er ist eine der gelungensten Jugendarbeiten voller hoher Schönheiten. Das ächte Künstlerstreben eines zarten Ergeitzes, und ein Gefühl in der ersten Frühlingsblüthe schimmern allenthalben durch. Wie sehnlich hätte ich gewünscht, es in Paris zu hören. Der Dichter Morell hat wirklich sich bey der Sache in einem elenden Lichte gezeigt. Zwar ist H. R. genug aufgefordert worden, jetzt für die große Oper zu schreiben, aber ob er nun eine Composition jenes Werths liefern würde, ist doch immer die Frage, und es wäre durchaus rechtlich gewesen, seinen Tamerlan zu geben. Winter konnte ja ein andres Sujet

bearbeiten. Und ich bin völlig überzeugt, daß nach den Symptomen des Geschmacks, die das Pariser Publikum äußert, H. R. über Winter triumphirt hätte. Denn es scheint, um es so auszudrücken: bey den Franzosen will mehr das höhere, bey uns mehr das innere Herz getroffen seyn. Auch gilts bey ihnen die Art Effekt, welche allgemein empfunden wird, wogegen Winters zauberische Feinheiten Kunstgeweihte fordern. Daß bey uns, besonders im südlichen Deutschland die Musik auf einer beträchtlich höhern Stufe als in Frankreich steht, unterstützen wir mit den Namen Haydn, Mozart, Winter; gleichwohl hat der Geschmack unsrer Nachbarn, der verfeinerte spirituellere, auch manches für sich. Aber daß ein Deutscher diesen in der Regel vorzüglicher als die Franzosen selbst zu behandeln versteht, haben Gluck Vogel und Reichardt bewiesen. Wenn denn auch Italiener, die von der Natur so günstig für diese schöne Kunst organisirt sind, beym Studium der Deutschen sich vollenden, wie Salieri *) und Cherubini durch Gluck und Haydn, so ergiebt sich daraus unstreitig der erste Rang unsrer Nation in der Musik. Der Deutsche ernste Fleiß, womit einst Händel, die Bachs und Hasse dem höhern Ruhm den Pfad ebneten, ists wohl, dem wir das verdanken können. Mit diesem kann unsre Nation zu allem gelangen,

*) Der unmittelbarere Lehrer Salieri's war eigentlich Gasman.

die Fähigkeit schlummert in ihrem Innern mehr als bey irgend einer andern, aber das ist der Weg, den uns die Natur einmal vorgezeichnet hat. So leicht sollte uns nicht werden, als den Franzosen, Italienern, Spaniern, die durch die Umgebungen, und ihre rasche Penetration weniger Schwierigkeiten finden, um sich in den Künsten emporzuarbeiten. Dafür sollten wir aber den höhern Gipfel ersteigen und fester auf ihn fußen. Wir können es mit einer bedeutenden Summe stolzer Beyspiele belegen, daß sowohl tiefe Wissenschaft als schöne Künste, Krieg und Handel, eigne Erfindung und Vervollkommung der fremden nirgends bey uns in Betracht der oft so widerstrebenden Verhältnisse, mehr als irgendwo befördert wurden. So jugendlich gewissermaßen unsre Literatur noch ist, so hat sie doch in allen Fächern schon Meisterwerke aufzuweisen; so wenig die Künste befördert werden, so hat sie doch die Fähigkeit dazu vortheilhaft belegt. *) Einen Krieger, der mit so wenigen Hülfsmitteln so viel leistete, als Friedrich II. nennt uns die Geschichte immer noch nicht; die Deutsche Hansee war früher als Holland und England mit dem ächten Geist des Mercantilismus vertraut und wär Deutschland damals unter einem Scepter gewesen, so besäßen wir Ost- und Westindi-

*) Mit Ausnahmen einiger. Aber da mangelts denn hauptsächlich an dem ernsten Fleiß. Unsre Maler und Bildhauer schwatzen zu zeitig.

sche Gesellschaften, Colonien und Flotten. *) Wir entdeckten den Bücherdruck und das Pulver, sind fast die einzigen Astronomen, denn was ist Lalande gegen unsern Herrschel. Aber ein Unstern waltet ob unserm Vaterlande, ein Unstern, der durch politische uud religiöse Spaltungen uns dem Einflusse fremder Völker hingab. Und welche unseelige Folgen drohen uns nicht noch, wenn wir versäumen, uns mit den Waffen der Consequenz zu versehen.

S. 52. gedenkt H. R. des Ballets von indianischen Freudenmädchen, was in möglichster Nacktheit ausgeführt worden. Ja wohl in möglichster Nacktheit. Viel weiter dürfte sie wohl nicht zu treiben seyn. Daß aber die Tänzerinnen nicht nur, sondern das schöne Geschlecht überhaupt sich dieser mächtigen Reitzmittel bedienen muß, zeigt recht die Abgestumpftheit des Zeitalters. Vor Hundert Jahren, glaub ich wenn man (noch dazu ohne Vorbereitung längerer Gewohnheit) ein solches Bajaderenballet gegeben, hätten die Mädchen einen allgemeinen Sturm riskirt. In Pegu hält die Regierung wirklich eine Anzahl schöner Mädchen, die durch halbes Schautragen

*) Es haben mir mehrere Engländer unser Genie für das Seewesen eingeräumt. Sie nehmen auch sehr gern Deutsche Matrosen. Wie sie Hamburg würdigen ist bekannt. Auch den Stettiner, Danziger, Königsberger Kauffahrtheischiffen lassen sie die Gerechtigkeit wiederfahren: daß sie in England nicht besser gebaut werden könnten.

sonst verhüllter Reitze den unter den Männern eingerißnen Geschmack des Herrn J** wieder zur Natur führen soll. Es frägt sich aber, ob die Maasregel nicht falsch ist, und Blöße der Jünglinge nicht eher zum Zweck führen würde.

Die jetzige Bekleidung der Tänzerinnen wirkt in gar verschiedenen Gradationen, wenn man darauf Achtung giebt. Einige Gestalten entzünden rohsinnliche Wünsche, andre Romantik der Wünsche, wieder andre poetischen Schwung von allem Begehren fern. Die letztern sind die seltensten und edelsten. Reinjugendliche Brunst oder Mangel an Poesie der Liebe machen freylich Ausnahmen und lassen auch hier die Begierde erwachen, oder die Eitelkeit erweckt hier Huldigungen, womit die meisten der edleren seltnen Gestalten auch wohl sehr zufrieden sind, da die ästhetische Wirkung nicht lucrativ ist. Es gewährt Unterhaltung (obwohl man sich überwinden muß, einen andern Genuß zu entbehren) wenn man in Paris bey den Solos einer Clotilde, Gardel, Vestris, Louise, nachdem man sie schon kennt, sich umdreht um die Zuschauer zu beobachten.*) Nie geben sich die Phisiognomien so blos, als im Moment des allgemeinen Bemerkens, denn da glaubt niemand bemerkt zu werden. Da kann man denn nicht nur überschlagen, wel-

*) Oder die Zuschauerinnen, wenn der junge Vestris, ein überaus schöner Mensch, tanzt.

che Gestalt mehr Dichterstunden oder Kunstraisonnements, reelle Plane des Besitzers, oder Sünden, vor welchen Salzmann warnt, *) bey der jungen Welt erwecken wird; man kann auch die schon thätige und sonst unbemerkt erwiederte Liebäugeley wahrnehmen. Eine hohe und ideale Figur wird von den Männern mit offnem gespannten Blick, einem bewundernden Lächeln, und angewurzelter Stellung beobachtet, wie man sich etwa bey Vorlesung einer schönen Ode verhält. Hingegen eine Göttin à belles fesses in ihren grotesken auf üppigen Effekt berechneten Pas, bringt Faunenröthe, kurzen Athem und Unruhe hervor. Eine Tänzerin, deren schlanker grader Wuchs sie in Mannskleidern als Jüngling reizend macht, läßt, wenn sie in einem Ballet eine Zeitlang verkleidet erscheint die Illusion bey den Damen gar wohl wahrnehmen, und troß der Kunde, wird durch den Doppelreiz der Geschlechtstrieb verwirrt. Das kann man auch im Figaro häufig sehen, wenn ein schönes Mädchen den Pagen giebt. Und man bemerkt noch mehr, mehr als sich schicklicher Weise der Feder vertraut.

Von dem Cabalenwesen, wovon S. 54 geredet wird, und worüber H. R. schon vor sechszehn Jahren eine kleine Schrift verfaßte, hab ich auch in

---

*) Die vormalige Baranius hat auch sicher manches zerrüttete Nervensystem auf dem Gewissen, aber wo ich nicht irre, so erweckt die himmlische Fleck Gefuhle der heiligern Art.

Paris viel gehört. Man erzählt davon Geschichten, die ordentlich durch das Neue der Intrigue interessiren. Indessen wo wäre das nicht mehr oder weniger. Die Cabale trifft man leider in allen klügern und höhern Sphären. Sie ist es, die sowohl durch das Anzetteln als Ausweichen die Menschen gewandter macht. So hat das Gehässigste selbst eine gute Seite. Die Revolution hat, wie man leider immer mehr einsieht, auf der Höhe aus nichts wie Cabale bestanden, wenn auch untergeordnet, edle Gradheit handelte. Robespierre scheint eine Ausnahme gemacht zu haben. Er sagte auch oft genug: der Charakter der Frazosen müsse zum offnen Gradsinn regenerirt werden, sonst könne die Freyheit nicht bestehn. Er unterlag aber selbst der Cabale, und seitdem regenerirt sie täglich mehr. Wir wollen aber das Geschick preisen, daß Robespierres Absicht nicht gelang. Es sähe dann noch viel mißlicher aus als jetzt. Nun kann man bey künftigen Kriegen noch eher hoffen, einen Soubise oder Clermont bekämpfen zu müssen — — — — — — —
— — — — — — — — — — —

Von der Italienischen Opera buffa, die weiterhin berührt wird, scheint das Urtheil: daß die Truppe höchst mittelmäßig ist (oder war, denn sie verschwand seitdem) nur zu richtig. Ich wenigstens konnte keine ganze Vorstellung der erwähnten due Baroni aushalten, und rettete mich für den Abend ins

Theatre Faydeau. Andre Stücke ließen mich herzlich kalt, und ich glaube so wirds den meisten Deutschen gegangen seyn. Schwerlich wird auch je ein Italienisches Theater in Paris Glück machen. Dem Fremden kann es am wenigsten behagen, denn es ist doch nie in der Vollkommenheit zu erwarten, als das Französische hier seyn muß. Die ächtitalienische Buffonerie scheint überhaupt im Sinken zu seyn, man würde sonst die elenden Hülfsmittel zum Gelächter, als Perücken große Brillen und Dosen u. dgl. nicht so häufig anbringen. Die Franzosen sind zwar auch nicht ganz von der Sünde frey, selbst auf dem Theatre français verwirkt man solche Vorwürfe, aber im Allgemeinen ists doch eine ganz andre Sache um ihre Comik, obgleich der Verfall der Originalität sich in der zweckwidrigen Nachahmung der Italiener zeigt. Doch es wird vorübergehn.

Im dritten Briefe giebt Hr. R. von einem raffinirt feinen und splendiden Diner (schön gesagt) beym Preussischen Gesandten Nachricht, wo er die Bekanntschaften von Denon, Choiseul-Gouffier, Visconti, Canova, Casti, Millin gemacht hat. In dem Betracht sind die raffinirt feinen und splendiden Diners vortheilhaft, doch mangelts in Paris auch nicht an anderweitiger Gelegenheit, merkwürdige Leute zu sehen, wenn man nur häufig mit unterrichteten Parisern geht. Man trift sie in Theatern, öffentlichen Sitzungen, auf Promenaden u. dgl. Und

da giebt sich für den Conversationslustigen auch wohl eine Gelegenheit, Unterhaltung anzuknüpfen, der Pariser übernimmt das auf Verlangen selbst, wenn er anders kein ganz unbedeutender Mensch ist. Ich habe Canova mehreremal in dem Antikensaal des Museums gesehen, und er hat mir über mehrere Fragen, die Plastik betreffend, sehr gefällige Auskunft gegeben. Choiseul-Gouffier ist mir mehreremal gezeigt worden. Das ist nun freylich nicht so viel werth, als gesellschaftliche Unterhaltung, und sollte ich noch einmal nach Paris kommen, so will ich doch vorher mehrere Anstalten der Adressen und Visitencharten treffen. Bey dieser Gelegenheit kann ich meiner Offenherzigkeit halber nicht umhin zu bemerken: daß es eine große Unwahrheit wäre, wenn ich sagte: ich habe den Marquis von Lucchesini höflich angetroffen. Der Regel nach begab ich mich nach seinem Hotel, um meinen Paß vom auswärtigen Departement zu Berlin vorzuzeigen, mir eine Adresse an die Prefecture de police auszubitten, von der man die Fremdencharte erhält. Ich ward aber gleich vom Portier zum Herrn von Roux gewiesen, der das Anschreiben, zu dessen Empfang ich nach der Unterschrift des Ministers binnen einigen Stunden wiederbestellt ward, machte. Da ich erschien, war es auch dem Portier eingehändigt. Ich gieng dieserhalb bey meiner Abreise auch nicht wieder zu ihm, um meinen Paß durch eine neue Adresse an das Büreau, wo er gegen die

Fremdencharte deponirt war, zurück zu erhalten, sondern ließ mir dort selbst, gegen Erlegung von sechs Livres einen neuen geben. Ich dachte, es könnte mir leicht einfallen, dem artigen Marquis, der mich immer durch seinen Portier abfertigen ließ, grade durch diesen eine Artigkeit sagen zu lassen und das würde zu Weitläuftigkeiten führen. Besser sechs Livres bezahlt. Mir deucht doch, ein Gesandter könnte Leute, die aus dem Vaterlande mit Pässen kämen, wohl selbst sprechen, oder wenn denn die vielen Geschäfte, oder zum Theil, mit andern Worten die raffinirt feinen und splendiden Diners keine Zeit dazu ließen, doch eine anständigere Anstalt zu ihrem Empfang treffen als die Thürsteherzelle.

S. 62 wird folgendes von Denon erzählt. „Denon, der ein weniger vortheilhaftes, fast häßliches „Aeußere hat, war mehr blos angenehm witzig und „fein naiv in seinen Aeußerungen und Erzählungen „von seinen Reisen. Er sagte zum Beispiel sehr artig von einer gewissen deutschen Stadt, durch die „er auf seiner Reise nach Rußland gekommen, die „mehr glänzende Façaden, als schöne Gebäude hat, „und mehr große Gebäude als bemittelte Einwohner. — Die Stadt sey ihm vorgekommen, wie eine „zur Feyer eines festlichen Tages veranstaltete Decoration." — Ich muß gestehen, daß ich hier das sehr artige oder witzig und fein naive gar nicht finden kann. Es befremdet aber, daß die Sache mit

einer Art Wohlgefallen angeführt wird. Die Idee einer solchen Decoration kam freylich noch keinem Französischen Regenten in den Sinn, und würde sie nur laut der ersten Entwürfe der Vollendung zugeführt, so entstände in Hundert Jahren ein Wunder der Welt, wo Paris immer noch seine Gassen à la rue de la truanderie vorzeigen wird. Daß die gemeinte deutsche Stadt weniger bemittelte Einwohner als andre ihres Gleichen zählt, liegt in den nothwendigen Umständen, und ist ein Compliment für den Staat. Darüber ist nicht zu spötteln. Ach, und ich meine immer, es lag an zwey Männern, sonst dürfte diese Stadt wahrscheinlich so wichtig als Paris seyn. Das waren der Commandeur der Sächsischen Chevaux legers, der bey Kollin die Preußische Lücke entdeckte, und Peter der Dritte, der Friedrichs Warnung nicht hörte.

S. 63. hat H. R. zu Canova, der Bonaparte's Statue verfertigte, gesagt: der Consul sollte lieber die des Künstlers verlangen. Der Complimentirer en gros würde für sein Theil diese vorziehen, wie es erhellt. Ich weiß doch nicht: eine Gestalt, die binnen zehen Jahren einem Artillerielieutenant und einem Kayser zugehört, würde ich doch mit mehrerem Interesse ansehen, als die eines Bildners der Psyche. Doch gilt hier das bekannte de gustibus etc.

S. 74. wird unter mehreren Theaternachrichten das Stück Moliere où la lecture du Tartuffe chez

Ninon angeführt. Bekanntlich gefallen einzelne Anekdoten aus dem Leben berühmter Gelehrten hier sehr in theatralischer Behandluug, und das spricht für die Stufe der Volkscultur, die an so was so viel Interesse nehmen kann, obgleich das immer nur etwas gar Unvollkommnes wird. Sollten wir nicht auch das bald nachahmen? Es ist aber schwerlich ein Erfolg davon zu erwarten. Geschähe es, so dürfte vielleicht hier die Anwendung von Larven zuträglich seyn.

S. 77. ist der überaus interessante Aufsatz des politischen Amphibions Röderer, lettre d'un Brumairien à des Brumairiens, ausgezogen. Das heißt sich mit Aaalglätte durchwinden. Es ist aber unter den jetzigen Umständen das beste: so zu schreiben, daß man weder von der Regierung den Vorwurf des Auflehnens wider ihre Grundsätze, noch vom Publikum den der platten Schmeicheley zu erwarten hat. Als ein Meisterstück der Art kann der Abschnitt gelten: je ne dirai ici que peu de choses concernant J. J. Rousseau et le principe de la souveraineté du peuple etc. S. 86. Röderer hat sich hier so sicher gestellt, daß wirklich ihm von Seiten des graden partheylosen Urtheils schwer beyzukommen ist, man müßte denn die unwürdige Vergleichung Rousseaus mit Quesnel und Jansenius rügen. Wenn er über die Grundsätze des contract social sagt: Qu'importe l'abus qu'en a fait l'anarchie en 1793, quand on considère l'usage que

vient d'en faire la politique? qui ne doit pas respecter une doctrine qui sert de fondement au bonheur dont nous jouissons, et à qui on ne peut reprocher que d'avoir servi de prétexte à des fureurs oubliées etc., so muß man freylich erst gewaltig lachen, — *) nun da könnt ihr gar nicht feiner philosophiren, als wenn ihr den euch nöthigen Machiavellismus, einen dem Bedürfniß der Zeit angepaßten gesellschaftlichen Vertrag nennt.

Die Majorität der Pariser Schriftsteller schmeichelt aber direct, und lästert Voltaire, Rousseau, Helvetius u. a. grade zu. Das ist ächt elend. Mehrere wissen indessen doch der Sache ein Ansehen zu geben, daß mans als ein literaires savoir faire betrachten, und die Geschmeidigkeit bewundern muß, mit welcher gegen die eigne Ueberzeugung declamirt wird. Diese ehrliche Kunst galt in Frankreich schon lange ihren Preis, und ist unter uns Deutschen auch nicht unversucht geblieben.

Was soll man zu dem allen bey dem bestehenden Preßzwang sagen? Was zu diesem selbst? Die

---

*) Hier ward gestrichen.

Aufklärung spricht hier nur ein Verdammungsurtheil; tritt man aber auf die Seite des Bedürfnisses einer Regierungsstabilität, so gewinnt alles ein anderes Ansehen.

Doch scheints aber wieder: die Regierung hätte die große Strenge nicht eben nöthig, und könnte schon den Kindern ihr Spielwerk mehr gönnen. Ein Volk, was die Erfahrungslehren einer solchen Revolution vernahm, muß durchaus gegen alles theoretische sehr gleichgültig werden. Es hat die verschiednen Formen des Regierungswesens versucht, unvermeidliches Uebel bey jeder wahrgenommen, und glaubt nun nicht mehr an die Möglichkeit versprochner Himmel. Dann ist die Masse schwer aufzurufen, und einzelne Schwärmer thun, bey sonst gebrauchter Polizeyvorsicht, wenig.

Man darf aber hoffen, daß früher oder später doch ein ächt anthropologisches Werk aus der Beobachtung der Revolutionsperioden, an Ort und Stelle geschöpft, erscheinen werde. Bis jetzt ist alles in der Art noch unvollkommen. Wer weiß aber in welchem Grenier irgend einer Vorstadt ein solches Meisterwerk im Manuskript liegt, und weiter gefördert wird. Denn gabs je Gelegenheit, den Menschen in jeder Lage kennen zu lernen, so war's wohl hier seit den letzten sechzehn Jahren. Wenn das Geschick gewollt, daß ein J. J. Rousseau, Helvetius, oder auch Rochefoucault, jetzt gelebt hätten! Was hätte einer dieser tiefen Herzensspäher nicht da leisten können!

S. 91. wird die Nothwendigkeit einer festen Tagesordnung gezeigt, um Paris mit Nutzen und Annehmlichkeit zu genießen. Allerdings wird sich so des Nützlichen, am wenigsten versäumen und des Angenehmen am meisten finden. Lebt man aber nicht in der Visitenwelt, ists auch eben nicht so nöthig; man kann für jeden Tag seinen besondern Plan entwerfen, oder auch die Genüsse nehmen, wie sie der Zufall giebt. Langeweile ist, wenigstens für das erste Vierteljahr, sicher nicht zu besorgen. Es giebt für den Neuling in dieser kleinen Welt des Niegesehenen und Ueberraschenden zu viel. In den ersten Tagen würde der Plan auch wohl oft durch Gegenstände unterbrochen werden, von denen man nicht erwartet hätte, sie vermögten zu fesseln. Ein Gemälde oder Kupferstichladen des Palais Royal oder Boulevard, mit seinem unerwarteten Reichthum alter und neuer Sachen, läßt den Betrachter oft erst nach Stunden scheiden. Die Affichen an den Ecken sind so mannichfaltig und originell, daß wenn man sie anfängt zu lesen, oft eine Viertelstunde dabey hingeht. Eben so wird das unbeschreibliche Menschengewühl der lebhaftesten Gegenden, wobey so manches zuvor nicht Bemerkte ist, häufig Fehler der Zeitberechnung veranlassen. Wenn man mit dem Vorsatz ausgeht, irgend etwas Großes, Schönes oder Glänzendes zu besuchen, so darf man wohl selten darauf zählen, die Stimmung beym Vorsatze, auch an den

Gegenstand zu bringen. Man will z. B. in das Souterrain des Pantheons, um Voltaire und Rousseaus Gebeinen sich zu nähern, und unterwegs hört man Poissardengezänk, sieht Gassenharlekins, und erhält nolens volens ein halb Dutzend Avis von Heilmitteln der v— Krankheit. Man will der großen Parade auf dem Carousselplatz beywohnen, und begegnet einigen Aufzügen von Bürgermiliz aus den notorischsten Sansculotts formirt, deren lumpigter Anzug kaum ihre Blöße bedeckt. Bey solchen Gelegenheiten ists daher immer räthlich einen Wagen zu nehmen.

S. 96. finden wir die interessante Notiz von Cherubini, daß er vor siebzehn Jahren in Paris zum erstenmal Haydnische Symphonien gehört, und voll Entzücken wahrscheinlich durch sie, seinen Kunststyl entschieden habe. Gebührende Huldigung für Haydn! Doch scheint dieser große Mann zum Vorbild nicht geeignet, da trotz seinem hohen Genie und seiner wahren musikalischen Polihistorey, ihm doch ein eigner reiner Kunststyl selbst fehlt. Ein reiner sag' ich, denn so gerecht man ihn bewundern muß, so weiß man doch oft nicht, was er der Empfindung eigentlich will, was bey Gluck und Mozart ganz anders ist, nur bey diesen beyden letztern mit dem Unterschied: daß jener einen klaren und dieser einen dunklern Begriff seiner Forderungen hatte. Obgleich bey dem unendlichen Reichthum an Schönheiten des Cherubini, das Verlassen des gewohnten Italieni-

schen Pfads zu preisen ist, so dürfte doch die viele Witzeley der Instrumentirung (um es so zu nennen) ein Erbtheil Haydns, nicht immer zu rechtfertigen seyn. Der bezaubernden Romantik, für die Cherubini ein so entschiednes Talent hat, wird wenigstens oft dadurch geschadet. Traurig ists, daß dieser liebenswürdige Künstler eine so ungerechte Behandlung erfährt, und wahrscheinlich ist der verminderte Gehalt seiner Werke, den man neuerlich mit Bedauern wahrnimmt, ein Resultat davon.

S. 100. ist die Gestalt Lalande's wieder sehr treffend beschrieben. Sonderbar daß die Natur sich bey ihren Schöpfungen oft so gegen den guten Geschmack versündigt. Indessen zweifelt Horaz schon (mit Recht oder Unrecht, wer weiß es?), daß sie das Böse und Gute unterscheiden könne; warum sollte das nicht auch vom Schönen und Häßlichen gelten. Die Gestalt Lalanoe's gehört wenigstens zu ihren sehr mißgerathenen Produktionen. Man wird bekanntlich gar oft getäuscht, wenn man bey einem berühmten Mann ein seinem Ruhm entsprechendes Aeußere vermuthete, und die Erfahrung lehrt dergleichen Erwartungen einstellen; doch denkt man demungeachtet noch öfters: die Art der täglichen Beschäftigung müsse irgend ein festes Gepräge in der Phisiognomie zurücklassen. Vor allen mögte man bey einem großen Sternkundigen, der sich lebenslang der erhabensten der Wissenschaften hingab, irgend was der

Kleinlichkeit ganz abgeschiednes auf dem Gesicht voraussetzen. Die vollständigste Satyre hierauf macht aber das, was auf den Schultern des Herrn Lalande ruht. So ein kleinigliches Benehmen und weibisches Plaudern hab ich sobald nicht gesehen. Am widrigsten wird er, wenn man während seiner Firirung an seinen sonderbaren Appetit, Spinnen zu verzehren, denkt, was sich in Paris von vielen bestätigen hört, und eine längst umlaufende Sage ist. Man könnte der ganzen Astronomie in dem Augenblick feind werden. — Warum gab aber auch die Natur unsrer Vernunft die Fähigkeit, Geheimnisse des Aethers zu erspähen, und doch keine gegründete Hoffnung, einst hier zu nähern Erkenntnissen zu gelangen. Jeder neue Schritt der Herrschel, Lalande und Olbers wirft uns nur unsre Winzigkeit beschämender vor. Mir gehts hier sonderbar. In den Jahren, wo ich mich mit den glückseligen Thorheiten der Liebe befaßte, war ich auch ein schwärmerischer Verehrer der Sternkunde. Ganze Nächte des Augusts vermogte ich auf einsamen Spaziergängen hinzubringen, die Sterngruppen anzustaunen, und des Aufgangs Orions und der Tyndariden zu harren. Ein Observatorium war mir der heiligste Tempel. Mit Entzücken denke ich einer Zeit, wo ich mich beym verstorbenen Professor Röhl in Greifswald aufhielt, und noch mehr der weniger praktischen, aber doch so jugendlichgefühlten Beschäftigungen mit diesem Gegen-

stand, an der Seite des jetzigen Obristlieutenants von Boguslawski in Schlesien. Seit dem mirs aber nicht mehr so gut wird, ein seliger verliebter Narr zu seyn, ist das ganz umgekehrt. Es läßt sich gar wohl erklären, da nichts die Hoffnung der Unsterblichkeit so überzeugend nährt, als höhere Liebe, und dem durch sie begeisterten Blicke ins Sterngefild, alles seelenhebend erscheinen muß. Jetzt aber kann ich nirgends so pevish, wie die Engländer es nennen, werden, als auf einer Sternwarte. Da ich vor einigen Jahren die Zachische zu Seeberg besah, verließ ich sie mit den störendsten Eindrücken. Oft wird so was dann zur poetischen Aufwallung, und mir fiel während der Heimkehr dies Gedicht ein:

Die Gestirne.

Warum birgt euch nicht der graue Aether,
Warum höhnt ihr tief des Sehers Geist,
Seines Nichts demüthgende Verräther,
Wenn Erstaunen eure Wunder preist?

Zittern Satelliten der Centrale,
Durch Jahrtausende ihr fernes Bild,
Daß ein Wurm am Teleskope prale,
Doch die Wissenssehnsucht nie gestillt?

Dicht vor ihm rauscht schon der Strom der Parze,
Kaum daß er die Logarythmen reiht,
Sinkt der Weltenmesser in die schwarze
Chaosnacht der Allvergessenheit.

Oder — nachtdurchstrahlet Raum und Zeiten,
Eurer Hoheit ernste Götterschrift,
Einst den Nichtvernichteten zu leiten,
Wenn er über jene Woge schifft?

Es ist dies eine schlechtgerathne Poesie, doch weiß ich nicht, ob sie darinn Unrecht hat: daß wir, wenns keine Fortdauer giebt, Ursach fühlen, der optischen Perfektibilität Vorwürfe zu machen.

S. 103 wird die Maxime Bonaparte's, den öffentlichen Unterricht im allgemeinen zu beschränken, angeführt. Klage Weisheit, Vortheil des Staats klage weniger.

S. 105 ist von der Tortur die Rede. Diese ist weder in Frankreich noch in Deutschland abgeschafft, denn langer Kerker um das Geständniß zu erpressen, oder Schläge die dazu angewandt werden, sind es immer noch. Ob man aber auch diese gelinderen Grade abschaffen dürfte, obs gar gerathner sey, sich den Maximen Kaiser Karls des fünften wieder zu nähern? Schwierige Frage. Wenigstens heißt Abschaffung der Peinfrage bey immer vermindeter Kraft des Eides, der Erforschung der Wahrheit mehr die Wege sperren. Human ist freilich der Grundsatz: lieber neun Schuldige ungestraft, als einen Unschuldigen martern zu lassen, da doch die eigentliche Absicht der Strafe nicht aufs Individuum, sondern das gemeinbeste fällt. Aber die Torturfurcht wird auch die Moralität wieder unendlich befördern.

Man hört den Volkshefen selten über die Criminaljustiz klagen, und das scheint keine ganz vortheilhafte Anzeige; wenigstens dem Satz: Irae malorum sunt laudes justitiae, entspricht sie nicht. Der Himmel bewahre vor dem Vorwurf, als sollte hier einer so schauderhaften Sache, als die Tortur ist, das Wort geredet werden, aber jedes Ding hat zwey Seiten. Bey dem allen wird freilich weder eine strenge noch gelinde Criminaljustiz das Böse hindern können, wenn die Regierungen es nicht auf dem Wege der politischen Oeconomie, die der zu großen Ungleichheit der Glücksgüter steuert, versuchen. Das ist schon tausendmal, und immer in den Wind gesprochen worden. Man war in Frankreich hierüber wohl einmahl auf dem rechten Wege, wollte ja aber nicht darauf bleiben.

S. 107 ist von Delille's Declamationen eigner Poesien die Rede. Dieser zarte Uebersetzer des Virgil, der dem ohnehin schon so gefeilten Römer, noch einige glückliche Polituren der Modernisation zusetzte, die zwar nicht ganz zu rechtfertigen sind, aber den Schönheiten doch viel Vollendung geben, hat auch etwas in seinem Betragen, was uns Deutschen nicht recht gefallen kann. Dem Franzosen ist so was freilich nicht anstößig, er sieht des Unmännlichen, Possierlichleichten, Jugendlichalten so viel. Sonderbare Nation! wieviel Individuen stellst du dar, die der Phisiognom für Narren und Poltrons halten mögte, und untersucht ers genauer, so sinds Weise und Helden. Doch

giebts Ausnahmen. Moreau, Fayette, Lecourbe, Boufflers, gewinnen auch sehr durch ihre solide Außenseite, die grade durch die Tinte der Nationalurbanität sehr gehoben wird, auch Le Brün, Cambaceres und Carnot u. s. w.

S. 110. meint H. R. das Ballet der großen Oper habe bey allem Reichthum an einzelnen vortrefflichen Künstlern, gegen ehedem sehr beträchtlich verloren. Die hohe Grazie sey nicht mehr da, die Würde und Vollendung im Ensemble fehle. Das wird häufig gesagt, und kann natürlich nur am richtigsten von denen beurtheilt werden, die das Ballet vormals und jetzt sahen. Man sollte aber doch glauben, im Anzuge sey viel gewonnen, denn der ist sicher vor der Revolution noch sehr steif, überladen, und flitterhaft gewesen. Von diesem heißts aber kurz darauf: „Was sollten unsre ehrbaren Directio„nen *), die die Anzüge unsrer Schauspielerinnen „und Tänzerinnen oft schon unanständig finden, was „sollten die erst sagen, wenn sie die jetzigen Anzüge „in den Ballets sähen! Die schöngewachsenen Tänze„rinnen sieht man so gut als nackt. Die dünnen feinen „Schleieranzüge, die kaum den vierten Theil des schö„nen Körpers bedecken, sind bey der hellen Beleuch„tung vollkommen durchsichtig, und werden durch die „heftigen Bewegungen und zahllosen Drehungen, wie

*) Dies Compliment ist selten.

„ein Kreisel, zwanzig, dreißigmal hintereinander, auch „in den edelsten Characterdarstellungen, oft gänzlich „vom Leibe abgeweht.“ — Doch tragen sie, versteht sich, den Incarnattricot unten. Wie, wenn der aber auch nicht da wäre? Es kömmt auf die Gewohnheit an. *) Wer hat den Griechischen Tänzerinnen Beinkleider gegeben? Nur die erste Erscheinung würde die jüngern und auch ältern Herrn mächtig galvanisiren. Der Kayser Franz der Erste, soll sich einmal das Vergnügen gemacht haben, den Tänzerinnen den Gebrauch des gewöhnlichen männlichen Kleidungsstücks zu untersagen. Er nahm dabey den vordersten Platz im Parterre ein, seine Gemahlin, die sich in der Hofloge befand, konnte zufolge des damaligen Ajüstements und der Tänze keine Veränderung wahrnehmen. Man verrieths aber der frommen Maria Theresia, die zweifach entrüstet, als Regentinn der Erbländer sogleich jene Ordre widerrief.

Man muß sich bey dem allen wundern, daß die Pariser Tänzerinnen die Naturansicht nicht noch treuer zu geben suchen, als durch den Incarnattricot, und nicht wenigstens eine oder andere Künste-

*) Das höchste Problem der reinen Schönheit und reinen Kunst, müßte ein Tanz ohne alle Bekleidung seyn, der doch nur auf den ästhetischen Sinn des Zuschauers wirkte.

ley anbringen. Die Louise, die schlankgewachsene schöne Blondine, erschreckte mich einmahl wahrhaft. Sie erschien auch in einem ganz transparenten Kleide, es war warm, der Tricot hatte irgendwo, wahrscheinlich durch die Humidität des Schweißes, eine dunklere Tinte angenommen; die Täuschung war so groß, daß man hätte schwören sollen —

Den Tadel der rhapsodisch-zusammengesetzten Balletmusiken, mögte nicht jeder Liebhaber unterschreiben. Das Vorführen alter lieber Bekanntschaften zieht oft sehr an.

S. 19 wird das traurige Schicksal des Della Maria beklagt, und die nähern Umstände davon erzählt. Bekanntlich gab er den Geist in den Armen einer Buhlerin auf. Ist das traurig? Ist das zu beklagen? Warlich es scheinen die auserwähltesten Günstlinge des Geschicks zu seyn, die so von der Bühne treten.

Der fünfte Brief liefert eine umständliche Beschreibung des Musee central des arts, worinn der Reisebeschreiber mehrere köstliche Vormittage, verlebt zu haben versichert. Ja wohl sind das köstliche Vormittage. Die ersten Kunstschätze der Welt so beysammen genießen zu können, welches Glück! Und welche Liberalität der Regierung, die jedem Fremden täglich freien Eintritt gestattet! Eine nähere Beur-

theilung dessen, was H. R. darüber sagt, will ich vermeiden, nur einige Bemerkungen mir gestatten.

Weder der Eingang noch die Säle, Gallerien und Cabinette, scheinen mir sowohl den Kunstwerken, als dem prachtvollen Paris in architektonischer Rücksicht angemessen. Man muß gestehen, daß in diesem Betracht die Gallerie in Sanssouci sich sehr auszeichnet. Auch die ruhige Lage im Garten hat für den Kunstbetrachter hohen Reitz. Das hab ich auch in den Cabinetten von Versailles und im Wiener Belvedere beobachtet. Es gewährt so seelige Empfindungen, wenn der Blick bisweilen von der Kunst auf die schöne Natur fallen kann, um der trunkenen Phantasie einen Ruhepunkt zu gönnen. Tritt man in der Gallerie des Louvre ans Fenster, so sieht man auf die Quais der Seine, sonst ein allerdings sehr mannigfaltiger und reizender Prospekt, aber wenn man eben vor einem Raphael stand, und hat nun das lärmende Gewimmel der Tausend Fiacres, Savoyarden, Glückstöpfer am Ufer des Stroms, und die klopfenden Waschweiber auf demselben vor sich, so giebts eine häßliche Störung. In einem Gartenpallast wie z. B. der Luxemburg, wenn anders hier Raum dafür geschafft werden könnte, würde das Museum weit reitzender liegen, obgleich manche gegen die Entfernung einreden mögten.

Von der Transfiguration gestehe ich ein: daß wenn ich sie in irgend einer catholischen Kirche hätte

hängen sehn, ohne weiter vorbereitet zu seyn, ich vielleicht nach wenig flüchtigen Blicken vorübergegangen wäre. Denn für den ersten Moment imponirt sie nicht, als etwa dnrch die Größe; man muß eine nähere Betrachtung eingehen, um die unendliche Harmonie, den religiösen Effekt und die heilige Grazie der Gestalten (um es so zu uennen) zu empfinden. Dann ist der Eindruck freilich über alle Beschreibung, und man theilt die Bewunderung der Jahrhunderte, deren Erinnerung freylich aber das Entzücken mehr befiedert. Ob man wohl den Apostroph verdienen würde: Für dich schuf die Kunst nicht, wenn man äußerte: troz aller Begeisterung vor dem Bilde doch das Ideal verklärter Göttlichkeit, was die Poesie erwartete, nicht gefunden zu haben?

Alles was S. 137 zum Vortheil des tragischen Schauspielers Talma gesagt wird, unterschreib ich mit Freuden, gegen jeden Tadel mögt' ich laut protestiren. Aus unserm Gesichtspunkt dürfte letzterer gegen die Declamation zum Theil durchgeführt werden können, aber hier gilts ja den Französischen, und dann scheint mir Talma unerreichbar. Ich besitze durchaus keine Vorstellung, die über das, was er an schöner großer Aktion, an Wahrheit des phisiognomischen Ausdrucks, und höchst energischer malerischer Diction leistet, hinauszubringen vermögte. Das will nun freilich wenig sagen, rüstigere Phantastiker werden es vielleicht desto besser vermögen. Ich erinnere mich noch, wie im

Traum, Le Kain zu Berlin gesehen zu haben, aber zu einem Vergleich mit Talma, bin ich unfähig, da ich damals noch ein Kind war.

S. 139 finden wir über den Künstler noch eine gar merkwürdige Stelle. „Wohl hundertmahl hab' „ich bey der Vorstellung (nehmlich Voltairs Oedip) ge„wünscht, daß die schönen Anlagen dieses Mannes, „sich vor einem andern, feiner organisirten, rein- und „tieffühlenden Publikum ausgebildet hätten!"

Es ist sehr erklärbar, daß das Publikum des theatre français durch die Revolution im Zartgefühl des Geschmacks rückgängig wurde; dennoch aber lassen seine Aeußerungen (mit Ausnahme der Kabalen bey neuen Stücken oder Individuen) wegen ihrer Allgemeinheit und seinen genauen Abstuffung schließen, daß es sehr feinorganisirt, rein- und tieffühlend ist. Das beweisen auch die Applaudissements und Mißbilligungen, die Talma wegen des Englischen und Deutschen, was er in seine Manier aufnahm, erhielt. Man ließ dem wahren Empfundenen darinn alle Gerechtigkeit widerfahren, aber als Talma (wie man mir wenigstens erzählte) auch zur Natur eine gewisse Vernachläßigung des malerischen Anstandes zu zählen versuchte, die der Franzose einmal nicht duldet; so ward es ihm so nachdrücklich verwiesen, daß er gar zu bald wieder ideeller Künstler ward.

H. R. fährt auch fort: „aber wo ist das Publikum?" — in unserm lieben Vaterlande wohl nicht.

Ferner: „Ob die griechischen Künstler der schönsten „Kunstepoche ein solches Publikum wohl vor sich hat„ten? — Ich zweifle fast. Zu allen Zeiten hat der „ächte Künstler, der in sich den hohen Beruf und „das Vermögen fühlt, die Kunst vollenden zu helfen, „des Muths und der Verläugnung bedurft, um über „sein Zeitalter hinweg zu blicken, nach jenem hin, das „er selbst erzeugen half. —“

Das klingt glänzend!!

St. Priest scheint bey dieser Gelegenheit ein wenig auf Kosten Talma's gelobt zu werden. Doch freilich ist über diese Dinge der Geschmack unendlich verschieden.

S. 142 kömmt die Freyheit vor, die sich die Schauspieler mit Auslassungen und Veränderungen Voltair'scher Verse nehmen. Davon hat man wohl öfter gehört, und es soll bey neuen Stücken, der nur zu glaubwürdigen Sage nach, damit so behutsam zugehen als in Wien. Sonderbar ist hiebey, daß Herr von Kotzebue in seinen Erinnerungen, wo er der zarten Achtung gedenkt, womit der Schauspieldichter in Paris behandelt wird, dem widerspricht. H. v. K. scheint wohl im schönen Eifer zu weit zu gehn.

Vom Oedip des Voltaire geschieht hier ein Seitenblick auf den des Sophokles, und wie der ausfallen mußte, war zu erwarten. Mögen gelehrtere den Streit führen, ob Griechische Stoffe unter der Französirung gewinnen können; nur das will ich mir

herausnehmen zu bezweifeln, daß der Amphitryon Molier's dem Amphitruon des Herrn Falk nachstehe. Was dieser oft ächt witzige Schriftsteller mit dieser Schöpfung sagen will, begreift sich schwer. Merkwürdig ist besonders das:

Merkur.

Noch lebst du! lebend will ich dich zum Pluto führen
Ins alte Hundehaus des Cerberus.

Sosia II.

Ein dunkler Weg!

Merkur.

Damit uns Licht nicht fehle!
Will ich den Götterfunken deiner Seele,
In der Laterne hier als Tocht verbrauchen.

Parasit Licht

Der trübt gewiß das Aug' dir nicht durchs Rauchen.

In dem Stück giebts menschlichere Götter, aber sicher keine göttlichere Menschen.

Bey Gelegenheit des Ballets: Les noces de Gamache lesen wir eine schöne Bemerkung: „Ich „zweifle, ob sich ehedem das Ballet der großen Oper „so von seiner Würde herabgelassen hätte. Nicht als „verachtete ich das Burleske, o sicher nicht! Aber die „Götter sollen nicht mit Faunen und Satyren wett„eifern wollen, von denen sie doch am Ende in lusti„gen Sprüngen und Schwänken übertroffen werden.“ — Gewiß ist das wahr, und alles Heraustreten aus der einmal sich zugeeigneten Facultät in Paris am we-

nigſten zu entſchuldigen, weil dieſe dort grade am feſteſten zu halten, und jedes Bedürfniß des Geſchmacks an ſeinem Ort zu befriedigen iſt. Allein nicht nur dies Ballet, ſondern auch die Oper ſelbſt und die edelſte der Bühnen, das theatre français vergeben ihrer Beſtimmung über den Geſchmack.

Wer übrigens Schwänke der originellſten Art ſehen will, beſuche das Theater de l'Ambigu comique. Ich ſah dort einen Abällino, in gar ſonderbarer Manier zubereitet. Die Handlung des Herrn Zſchokke war zu Grunde gelegt, aber bald ward ſie in Verſen, bald in Proſe, bald in Form des Melodrams durchgeführt, und mit den närriſchten Tänzen verwebt. Da ſah man unter andern ein Ballet von Banditen, die als mehr wie zwölffüßige Rieſen erſchienen. Es waren in der That aber kleine Kinder, und durch einen überraſchenden Mechanismus des Koſtüms, ſchrumpften ſie plötzlich zu Zwergen ein, in deren dikken Kopf die ganze Rieſenfigur verſchwand und ſich wieder daraus entwickelte. Das Ganze war auf Perſiflage angeſehen, wiewohl unverſtändlich. Eine andere Spötteley auf Sentimentalität, wurde als Melodram in der Art gegeben, daß die rührenden Recitationen immer von der contraſtirendſten Muſik begleitet wurden, von luſtigen Volks- oder Kinderliedermelodien, wie ah le bel oiſeau maman etc. auch Solos des Contreviolon, Dudelſack, Brummeiſen, und dergl.; dazu gehörte ein pantomimiſcher Tanz

verzweifelnder Liebhaber, die sich sämmtlich erhingen. Bey einer Pantomime, deren Stoff auch aus dem Don Quixote genommen war, tanzten Rosinante und Sanchos Esel ein Pas de deux mit großer Kunst ausgeführt, wobey sie sich oft umarmten, und Tableaux aufstellten; es gab auch eine Gavotte von Windmühlen und was des närrischen Zeugs mehr war. *)

Bey Gelegenheit der S. 167 erwähnten Aufführung des Abbé de l'Epée meint H. R. Madame Unzelmann, die er gar nicht in der Rolle des Taubstummen gesehen, müsse nach allem, was er davon gehört, sie besser als Mlle. Mars geben. Jeder der beyde sah, muß darinn beypflichten. Madam Unzelmann hat sich weit richtiger in den sinnberaubten Zustand versetzt, und wendet sein Characteristisches auf das feinste an. Mlle Mars in Paris scheint nicht so tief eingedrungen zu seyn, und giebt sich in den gewöhnlichen Formen von Naivität und Herzlichkeit. H. R. tadelt Monvell als Abbée, daß er zu lebhaft ist, und in den hochtragischen Ton fällt. Dasselbe empörte auch mich, und einige andere Deutsche, neben denen ich zufällig bey dieser Vorstellung saß, und wir waren einstimmig, Schwarz der vor einigen Jahren in Ber-

---

*) Vorher war noch ein Pas de trois vollzogen, wobey D. Q. und Sancho ritten, die Dulcinea eine scheußliche Carikatur, aber die dritte Person machte. Die Thiere werden aber nicht durch versteckte Menschen dargestellt, es sind mechanische Figuren. Eine Maschinerie setzt sie, vermittelst feiner Messingdrähte, durch die Wolkenkoulissen in Bewegung.

lin war, ihm weit vorzuziehen. Wir Deutschen vergessen dabey aber wie gesagt den Französischen Gesichtspunkt. Wahrlich der wirkliche Abbée dürfte bey der Thatsache auch lebhaft tragisch gewesen seyn, denn die Französische Nation hat im gemeinen Leben einmahl viel theatralisches. Mit unserm vollen Recht können wir Schwarz vorziehen; indessen man erwäge, ob er in Paris gefallen würde? Der Madame Unzelmann ist es aber kein kleiner Ruhm, wenn man vermuthen kann, sie werde dort den Preis vor Mlle. Mars davon tragen. Und das wegen der hohen Wahrheit, der sie nur noch einen kleinen Zusatz von lebhafterer Action beyfügen dürfte. Sonst mögte man schwerlich ein Individuum der Deutschen Bühne finden, was (die Theatersprache vorausgesetzt) in Paris Glück machte: Selbst der verstorbene Fleck einst nicht. Auf mich den Deutschen hat übrigens nimmer ein Schauspieler den Eindruck gemacht wie er, und die Mlle. Contat, vor der ich mit hoher Bewunderung staunte, traf nie mein Gefühl in dem Grade der Wittwe jenes Meisters. Einen Künstler dürften wir einmal gehabt haben, der vielleicht in Paris gefallen hätte. Man wird lachen, und Deutscher Seits ganz billig — der alte Döbbelin, in seinen bessern Jahren.

H. R. sagt hier noch: „der Abbé l'Epée, ein „rührendes Drama könne ihm als solches schon nie „lieb seyn" — warum wissen wir.

Welche Erscheinungen im Gebiet des Geschmacks

der Partheigeist hervorbringen kann, ist wunderbar. Ich kenne einen Mann in Berlin, übrigens voller Ansprüche des Kopfs und des Herzens, der mich vor mehr als zwölf Jahren einmahl besuchte, da der verstorbene C. P. Moritz, mit dem ich in einem Hause wohnte, grade auf meinem Zimmer war. Letzterer hatte mir Göthe's Tasso geliehen, über welchen das Gespräch rollte. Jener erwiederte Moritzens Bewunderungen nichts als Tadel. Ihm war alles zu romanesk, zu phantastisch, der Seelenzustand Tasso's widrig, den Malereyen, wie der wo von den Kinderaugen der Blumen gesprochen wird, war er völlig unhold. Er wußte gar nicht, wie Göthe an diese Schöpfung gerathen war, der doch die wahre Natur so unendlich schön zu zeichnen wüßte, wie Werther und die Geschwister bewiesen. Von diesem letzten Drama fühlte er sich besonders entzückt. — Nun hat er aber immer Schritt mit den Geschmack zu halten gesucht, und da vor einigen Jahren das bekannte Tribunal der Autorität sich aufwarf, seiner Fahne gehuldigt. Dies holte, wie man weiß, den etwas vergessenen Tasso wieder ans Licht, um ihn mit seiner Glorie zu umstrahlen. Da komme ich neuerlich zu dem Freunde, der jene Unterredung nicht mehr im Gedächtniß hat, rede vom Tasso, und jetzt war das höchste Kunstwerk idealer Poesie daraus geworden. Ich wollte mein Vergnügen an dem vollen Contrast genießen, lobte erst so sehr ich vermogte, gieng zur natürlichen Tochter, Iphigenia,

zu Herrmann und Dorothea über; stets preisend, um ihm nicht die Laune zu verderben. Dann kam ich auf die Venetianischen Epigramme, um ihn vorerst zu dem Zugeständniß zu bringen: auch dieser Homer schlief bisweilen. Nun fing ich das Sentimentale an zu bespötteln, und die Alltagsnatur der Bühne, wobey ich alle Unterstützung erhielt. Sonderbar, fuhr ich fort, daß Göthe sich auch einst vergaß, dergleichen Aermlichkeiten in den Geschwistern abzuhandeln. „Frey-„lich" ward eingestimmt, „das Taubenrupfen, das Strumpfanmessen, u. dgl. sind wahre Kotzebujana!"— Kann man wohl sagen, daß ein solcher Mann einen eigenen Geschmack besitze?

Ich weiß nicht, ob von Göthe's Geschwister eine Französische Uebersetzung vorhanden ist, aber sicher muß sie gefallen, wegen der Natur des wirklichen Lebens; daß aber eine des Tasso mißglückte, ist zehn gegen eins zu wetten. Diese Natur ists auch, die mehrere Kotzebuesche Stücke in Paris einführte, obgleich die Schwierigkeit deutschgezeichneter Charaktere vorhanden war, wie z. B. bey der Versöhnung, und Menschenhaß und Reue.

Bey den Verpflanzungen kann ich nicht umhin, folgendem Vorfall den Raum zu gestatten. In meinem Hôtel wohnte dicht neben mir ein dicker Engländer Mr. Litworth. Im untern Stock war zugleich ein Kaffeehaus, wo wir Fremden frühstückten und die öffentlichen Blätter u. dergl. durchliefen. Auch spät

Abends fand man sich da ein, schwatzte über den vollbrachten Tag und theilte sich gegenseitig, das was man gesehen und beobachtet, mit. Mr. Litworth saß gewöhnlich bey seinem Thee oder Punsch ohne den mindesten Antheil an die übrigen. Ich suchte einigemal das Gespräch mit ihm einzuleiten, besonders da ich schon wußte, daß er Deutsch verstand, denn er war lange in Hamburg gewesen, und redete unsre Sprache auch nur in dem Dialekte, den man im gemeinen Leben von vielen Hamburgern hört. Seine Antworten waren zwar ziemlich höflich, aber so wortkarg, daß man gern abbrach. Da er einmal hinausgegangen war, sagte der Wirth: pour familiariser un Anglois, il faut parler de Birmingham ou de Shakespeare. Diese Notiz, die ich ihm gar nicht zugetraut hätte, rechtfertigte ihre Richtigkeit. Ich hub mit einem Deutschen Kaufmann, dessen hier schon erwähnt wurde, von jener berühmten Manufakturstadt an zu reden, und es währte wenige Minuten, so mischte der Engländer sich von selbst ein und erzählte uns von der Größe der Entreprisen, der ungeheuern Waarenlager daselbst, von neuen Canälen, und der Himmel weiß was mehr. Ich konnte aus Mangel an Kenntniß aber nicht lange Antheil an der Unterredung nehmen. Am andern Morgen wollte ich des Wirths Weisung weiter versuchen. Ich zeichne etwas, und so nahm ich, wie zum Zeitvertreib, einen Bleystift mit Papier und suchte Shakespears

Kopf darzustellen. Was mir nun an der Aehnlichkeit abgieng, ersetzte ich durch die Unterschrift: William Shakespeare, und umgab die Stirn noch mit einem Sternenkranz. Da nun einige hinzutraten, auch Mr. Litworth, so sprang dieser gleich nach seinem Zimmer, um eine bey sich führende kleine Ausgabe des Dichters mit dem Porträt zu holen. Der Sternenkranz hatte mir seine Gunst so verschafft, daß wir denselben Nachmittag zusammen im Schauspiel und zu Frascati verbrachten; alle seine Verschlossenheit war verschwunden *), und ich lernte in ihm einen sehr schätzbaren verstand- und gefühlvollen Mann kennen. Man höre aber, wie bald darauf alles wieder schwand. Es ward in einem Nebentheater Othello angekündigt, und ich schlug vor, uns dahin zu begeben. Ich erwartete natürlich Französirungen, und wollte sehen, wie die von meinem Begleiter aufgenommen würden. Bey der Vorstellung gabs nun manches Kopfschütteln, besonders wo Jagos derbe Ausdrücke gemildert waren. Den Cassio, der hier sehr verfeinert erschien, konnte er gar nicht ansehen, so wie des Fähnrichs eben so veränderte Frau.

---

*) Mit jungen Engländern, wie man sie gewöhnlich auf Reisen antrifft, knüpft sich bekanntlich die Unterhaltung am leichtsten an, wenn man von Mädchen spricht. Deren logirten noch einige in dem Hause, von denen aber Litworth auch keine Notiz nahm.

Frau. Mit den beyden Hauptrollen schien er noch am meisten zufrieden; als aber in dem Augenblick, wo die Ermordung erfolgen soll, Jagos Gattin hereinstürzt, den Trug zu offenbaren, und eine glückliche Versöhnung das Stück endet, war Mr. Litworth so indignirt, daß — dies die letzte gemeinschaftliche Parthie war. Was konnte ich Unschuldiger dafür, daß Desdemona nicht erstochen wurde, und ein Mißvergnügen hatte ich warlich nicht verursachen wollen. — Es fiel mir hier auf, daß Othello nicht negerschwarz, sondern maurengelb auftrat. Was ist recht?

Der Selbstmord eines dreyzehnjährigen Knaben, der S. 171 erzählt wird, zieht den Journalisten einen Vorwurf zu, daß sie bey der Gelegenheit die Parthei der positiven Religion wider die Philosophie nahmen. Jene Schreiber verdienen hauptsächlich Spott, weil sie häufig wider eigne Ueberzeugung auftreten, sonst mögte wohl nichts dem Selbstmord mehr entgegen wirken, als Christenthum. Das ist aber nur eine der unzähligen Subsummationen, die das Prinzip, was sich dafür erklärt, unterordnen kann, die Philosophie gegenseitig hat wieder unzählige zu ihrem Vortheil. Darüber sind Alexandrinische Bibliotheken zu füllen. Jener Selbstmord, seine Sittlichkeit überhaupt bey Seite gesetzt, zeigt, wie tief die Erziehung in Frankreich das Ehrgefühl einpflanzt,

und welche Energie dem Charakter dadurch gegeben wird. *) **)

Bey meiner Anwesenheit geschah auch der traurige Selbstmord eines jungen Mädchens von großer Bildung und sehr wohlhabenden Eltern. Sie war von Pont neuf am hellen Tage in den Strom gesprungen. Die Auffindung erfolgte zu spät. Besichtigende Aerzte entdeckten eine unglückliche Krankheit, die die Ursach ihrer Verzweiflung wurde. Man

---

*) Wir hatten neuerlich zu Berlin auch das Beyspiel eines sechzehnjährigen jungen Menschen, des Aub. M — s Sohn, der sich im Thiergarten erschoß. Die Liebe zu einem Mädchen von vierzehn Jahren soll die That veranlaßt haben. Es wäre zu wünschen, man machte die nähern Umstände bekannt.

**) Zu den Gegenständen, über die noch wenig Einleuchtendes gesagt wurde, gehört auch der Selbstmord. Und wie kanns auch anders seyn, weil man mit der Freyheit nicht ins Reine kömmt. Aus dem neuerlich aufgestellten Satz: der Selbstmord ist gewöhnlich eine Begebenheit, selten eine Handlung, findet sich gar nichts heraus, was der Mühe des Suchens lohnte. Sonst hat Rousseau moralische Vorwürfe der Feigheit gemacht, doch aber Berechtigung zugestanden. Voltaire hilft sich gegen die Vorwürfe durch die rhetorische tour de force: „dergleichen Geschwätz beantwortet ein Cato mit einem Dolchstoß!“ Alle auf bürgerliche Pflicht bezogne Sittenlehre spricht dagegen, aber diese erkennt der Selbstmördbr nicht an, indem er aus ihren Verhältnissen tritt. Ihr hat er nach der That keine Verantwortung, wohl aber vor der That der Pflicht die der natürliche Instinkt lehrt, wenn z. B. der Seinigen Wohl an seine Existenz geknüpft ist. Dieser Pflicht muß er wohl folgen, und dann der überwiegenden Lust zum Sterben widerstehn.

sieht hieraus, daß sie keine gewöhnliche Verderbte war, für diese giebt es Gelegenheit genug in Paris, in größter Heimlichkeit die Kur abzuthun. *) Die Arme ist vielleicht das Opfer eines unglücklichen Augenblicks geworden, wo sie einem geliebten Nichtswürdigen unterlag.

Es scheint, die Selbstmörder sind am wenigsten zu beklagen, die ein großes rauhes Schicksal zu der Catastrophe drängt. **) Verlust des Einzigen, ohne welches man nicht mehr athmen mag, Verfolgung eines Feindes, den man bei allem Haß schätzt, Kränkung des Stolzes von einem bedeutenden Tyrannen gewähren wirklich durch ihren dem Gemüth einleuchtenden zureichenden Grund einige Genugthuung. Aber Ruin des Glücks durch erbärmliche Ränkeschmidte, die nicht einmal energisch genug sind, einen vollen

*) Selbst auf der Brücke von welcher sie sprang werden den ganzen Tag Avertissements von Aerzten ausgegeben, die dergleichen Uebel heilen, und jungen Leuten die unter irgend einer Aufsicht stehn, alle Verbergung zusichern. Da die Corruption einmal so hoch gestiegen ist, und die Natur überhaupt diese Grausamkeit an das menschliche Geschlecht ausübt, so kann man nicht umhin, das zu loben.

**) Der Tod des Selbstmörders ist sonst der leichteste. Er will ihn, sieht ihn als einen wünschenswerthen Zweck an. Auf seinen Anstalten beruhts, ihn kurz zu befördern. Wie sträubt sich nicht der stoischste Kranke dagegen, und wie lange währt oft die letzte Marter. Aber die Krankheit, die den Selbstmörder bis dahin bringt ist freylich schlimm.

Gifttrank einzumischen, sondern aus Feigheit nur kleine marternde Dosen reichen; jahrelange Krankheit, immer von der Hoffnung des Genesens begleitet; der unselige Geldmangel, der einen Geist von einiger Kraft nicht zu Boden drücken, bey dem er aber auch nicht aufrecht stehen kann; eine unübersehbare Folgenreihe von Widrigkeiten, die an einem Moment der Uebereilung hängt, wo die Selbstherrschaft mangelte, oder nach guter Absicht gehandelt wurde, und also kein rechtlicher eigner Vorwurf statt findet — das sind Dinge, die an Aesop erinnern, der den ihn tödtenden Bürgern jenes griechischen Krähwinkels die Geschichte des Mannes erzählte, mit dem Esel auf einen Abgrund durchgiengen, und der unterwegs sich nur beym Zeus beklagte: nicht einmal durch muthige Rosse mein Untergang!

In Paris entleiben sich weit mehr Menschen als in London. Schade daß man nicht mehr biographische Skizzen solcher Unglücklichen sieht, sie würden lehrreich seyn. Die edelsten Selbstmörder sind, die sich dem Vaterlande opfern, wie Beaurepaire.

Nicht nur eine Republik, sondern auch ein monarchischer Staat, (der sich ganz die Festigkeit einer wahren Republik geben kann, wenn er nur will) kann das fordern. Und das nicht nur im Kriege, sondern in dem Fall daß ein Individuum an der Ehre gekränkt wird, in Ständen die diese heilige Flamme nähren. Das kann kommen durch

Schuld, oder durch Irrthum ohne Schuld, aber das Individuum soll alsdann, um nicht das böse Beyspiel zu geben, daß auch gekränkte Ehre fortleben kann, sterben! Um den Grad tugendhafter Ehre zu erzeugen, bedarfs nur eines ganz einfachen Princips, nehmlich Achtung der Ehre des Individuums. Ein monarchischer Staat versuche das, und er wird unüberwindlich werden. Jener Sarazenenfürst, der Alte vom Berge genannt, der von Feinden eingeschlossen, Abgeordnete erhielt, die demüthigende Vorschläge thaten, hatte sein Hauptquartier auf einem hohen Berge, an dessen einer Seite ein jäher Abgrund war. Statt der Antwort, sagte er zu einem seines Gefolges: stoß dir den Dolch durchs Herz! zum andern: stürz dich vom Felsen hinab! und was er verlangte geschah. Nun fragte er die Gesandten, wie sie ihm dergleichen Vorschläge machen könnten, der achtzig Tausenden von gleichem Muth beseelt, geböte? Die Wirkung, Niederlage seiner Feinde, blieb nicht aus. Es ist sicher kein anderes Geheimniß hier gewesen, als Achtung der Ehre. Wenn aber das Individuum Höflingen preisgegeben wird, die sowohl nach nicht achtbaren Verläumdungen, als nicht achtbarer Vorsprache handeln dürfen, dann kann der Staat solche schöne Opfer nicht erwarten, denn er wars ja selbst, der die Hochherzigkeit vernichtete! Reiche mit der Kraft Rußlands oder der Türkei, die noch dazu Religion unterstützt,

dürfen so was wohl außer Acht lassen, selbst in Frankreich ists, wie schon erwähnt, von wenigerer Bedeutung, da man so große anderweitige Hülfsmittel besitzt; wo diese aber mangeln, wirds gefährlich, das schönste moralische Confortativ zu vernachlässigen.

S. 173 sind die schamlosen Anzeigen der Aerzte erwähnt, die an öffentlichen Passagen aufgedrungen werden. Es giebt deren so viel, daß wenn ein armer Mensch darauf speculirt, er wenigstens um einige Sous Maculatur täglich einsammeln kann. H. R. rügt, daß die ekelhaftesten scheußlichen Krankheiten, so grade zu darauf ausgenannt sind, und eine Menge Personen die durch den Arzt bereits hergestellt wurden; das Auffallendste was er nicht anführt, ist aber, daß man gewöhnlich die Zettel durch Frauenhand empfängt.

Zwey kleine Ereignisse muß ich hiebey erzählen. Es ward eine Art von Russischem Bad angekündigt, was alles zurückgebliebene Uebel auf das sicherste austreiben, und weitern Folgen vorbeugen sollte. Zwey Engländer, die außer Mr. Litworth in meinem Hotel logirten, mogten kein reines Gewissen haben, und beschlossen, sich des Heilsmittels zu bedienen. Sie waren nicht von der verschlossenen Art, sondern sprachen unten im Kaffehause davon, und wir wünschten ihnen, da sie weggiengen Gedeihen. Nach einer halben Stunde kehrten sie aber zurück, und erzählten, der Galen, der ihnen entgegengekommen, sey

— der Nase beraubt gewesen, und sie hätten drum kein weiteres Zutrauen.

Ich ritt eines Tages mit dem schon erwähnten Artilleriecapitän nach Longchamp. Die Franzosen reiten gern wild, ohne fest zu sitzen, oder das Pferd gut zu regieren. Mein Begleiter stürzte, und flog über das Pferd. Er hatte den Kopf desselben dabey berührt, und war besorgt Schaden genommen zu haben. Ich erinnerte mich, daß ein Bandagist am Louvre seine Adresse angeschlagen habe, schlug vor danach zu sehen, und gleich zu ihm zu reiten, weil vielleicht einem Uebel vorzubeugen sey. In einer sehr engen Gasse unweit des Tempels, mußten wir vier Treppen hinaufsteigen, und fanden auch den Gesuchten zu Hause. Der Capitain äußerte seine Besorgnisse: vous n'avez rien a craindre Monsieur, mais il vous faut la precaution de porter un s—s p—s—r, hieß es. Er sagte, er hätte deren nach seiner neuen verbesserten Art und rief ins andre Zimmer: Dame Claire! apporter des s—! Die Haushälterinn, die sie auch anfertigte, erschien mit deren verschiedener Größe und prieß auch gleich ihren Nutzen und ihre Bequemlichkeit. Man muß gestehn, daß ein solcher Apparat in weiblichen Händen sich sonderbar ausnimmt. Aber wer wirds in Deutschland glauben, Dame Claire wieß den Capitain auch auf das genaueste an, wie dabey zu verfahren. — — —

Man hat aber Ursache zu glauben daß unter

diesen Leuten, die man immer bereit ist, Charlatane zu nennen, es ganz geschickte Praktiker giebt. Woher sonst das häufige Zutrauen?

Es ist auffallend, daß die Polizei die recht eigentlichen Charlatane duldet, die mit Harlekinen herum ziehen, Arkana und andere allgemeine Mittel zu verkaufen, deren sich der gemeine Mann größtentheils bedient. Ich habe es oft bemerkt daß ihnen besondere Krankheitsfälle vorgetragen wurden, und die Consultation erfolgte ziemlich in M. Pürgon, oder Diafoirus Manier.

Ists aber nicht unendlich merkwürdig, daß Paris trotz dem Charlatanismus vieler Aerzte, der unerhörten Ausschweifungen, der verpesteten Luft enger schmutziger Gassen, des elenden Wassers, der schlechten Nahrung des gemeinen Mannes und vieler andern Schädlichkeiten, eine verhältnißmäßig geringere Mortalität hat, als viele andere große Städte? *) Sie ist selbst geringer als die von Berlin. Wir haben bei einer Bevölkerung von etwas über 150,000, jährlich gegen 6000 Todte, mithin beynahe 4 p. Ct. Paris bey mehr als 700,000 circa 25—27,000, also noch nicht so nah an 4 p. Ct. Gegen London, Pe-

---

*) Die Minderzahl der Gebohrnen kann in solchem Ort wohl nicht ausbleiben. Sie wird auch durch den so eingerißnen Cölibat, die schändlichen Unterdrückerkünste, außerehelicher (man sagt gar häufig selbst ehlicher) Schwangerschaften, durch den Gebrauch bemittelter Frauen ihre Entbindung auf dem Lande abzuwarten, u. dgl. gefördert.

tersburg, Madrit und Hamburg ists noch mehr zurück, am meisten gegen Wien, was fast 5 p. Ct. *) mithin die größte gewöhnliche Sterblichkeit in Europa hat. Es läßt sich hier, wie aus einer Menge anderer Thatsachen, der Schluß ziehen: daß wir trotz der vielen vortrefflichen Reisebeschreiber doch sehr schlecht über die Franzosen unterrichtet sind, und daß es ein völliger Irrthum ist, wenn wir ein Volk von Schwächlingen in ihnen erblicken wollen. Die Franzosen sind vielmehr trotz des kleinern und schwächern Körperbaus im Allgeminen eine der durabelsten Nationeu in Europa.

Die Beweise suche man bey ihren Heeren, die, obschon mehr strapazirt, verhältnißmäßig eine geringere Zahl Kranken haben als andere. Bey ihren Tänzen und Ausschweifungen, die nicht wenig Kraft fordern, in der Beschaffenheit der Gemüther, die größtentheils vortheilhaft auf den Zusammenhang der Orga-

*) Wien zeigt, daß vorzügliche Aerzte und polizeiliche Sanitätsanstalten zwar Einzelnen sehr heilsam werden können, daß aber fürs Ganze sich selten ein Vortheil zeigt. Ich habe schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt, daß in Berlin die Sterblichkeit seit der Zeit vermehrt wurde, wo die Zahl großer Aerzte anwuchs. Da kann man nun die auch vermehrte Corruption anführen, aber man merke einmal in Südpreußen genau auf. Dort hat sich die Sittlichkeit im Ganzen gebessert, und es sind seit 1794 geschickte Aerzte, statt der vorigen, die auf dem platten Lande und in kleinen Städen unter aller Critik waren. Es ist aber 10 gegen 1 zu wetten, daß sich die Sterblichkeit vermehren werde.

nisation schließen lassen, in dem Greuel des Verderbnisses ihrer Hauptstadt selbst, wo an keinen reinen Wassertrunk zu denken, und man doch nicht nur in den niedern, selbst in den höhern Ständen eine Menge alter und muntrer Leute sieht. Mir leuchtet noch ein Beweis ein, der: daß der Brownianismus hier nicht so viel Anhang als in England, Deutschland und einigen Theilen Italiens fand. Ich meine, wo diesem System lebhaft gehuldiget wird, da muß man die Schwäche schon bedeutend empfinden. Die Engländer, unter denen es entstaud, sind, mit Ausnahme der Seefahrer, die entnervtesten. Die sitzende Lebensart des handelnden und manufakturirenden Standes, zum Theil verbunden mit den größten Ausschweifungen, macht das auch nur zu glaubwürdig, und diese Insulaner haben durch das überspannte Princip der Indüstrie, was den Ackerbau vernachläßigte, und durch den theuren Einkauf des Korns im Auslande den Vortheil der Fabriken größtentheils wieder einbüßt, auch die körperliche Constitution mehr zurückgebracht. *)

*) Benjamin Bell giebt die jährliche Getreideconsumption von Großbritannica auf 48 Millionen Schff. an, und sagt: wenn ein Drittel eingeführt werden müßte, so würden die Kosten, das Doppelte des Gewinns aller Manufacturen, übersteigen. In wirklich schlechten Jahren, besonders wenn, wie jetzt, so viele Hände dem Feldbau entrissen werden, kanns wohl ziemlich dahin kommen, gewöhnlich rechnet man aber nur $\frac{1}{18}$ der Consumption als Einfuhr. Das ist aber schon schlimm genug, da bey gehöriger Cultur das Land seinen Bedarf erzeugen würde. Wie schwierig

Der Brownianismus scheint bey dem allen neben zweckmäßiger Erziehung und Sittenkorrektur das beste Mittel, verkrüppelte Generationen wieder empor zu bringen. Denn die empyrischen Arzneiverheerungen führen so zur Entnervung, als ausschweifende Laster. Alles was die Erfahrung gültig gegen ihn aufbringt, spricht nur zum Vortheil der einzelnen Fälle, und

---

aber wärs im Manufakturensystem jetzt zuruckgehen zu wollen, da an seiner Blüthe der Nationalcredit hängt. Früher oder später droht ihm aber doch ein fürchterlicher Stoß, der den Fortgang der Finanzpalliative gewaltig hemmen wird. Wie anders ist die Lage Frankreichs, das nach Überstehung der Staatsbankrotte, im Ruin der Fabriken und Vortheil der Nationalgüterkäufe, das Gedeihen des Landbaues sieht. Man rechnet daß bey gehöriger Agricultur ein gutes Jahr hier den Bedarf von $2\frac{1}{2}$ Jahr erzeugt. Möge es alle Colonien verlieren, Flotten und Seehandel vernichtet werden, seine Fabriken die Concurrenz der Ausfuhr mit England nicht bestehen können, und nur das innre Erforderniß leisten, so steht es doch reel vortheilhafter als das gepriesne England. Denn beym künftigen Frieden kann Frankreich ihm wegen der Nähe am ersten das fehlende Korn liefern, und sich für den Englischen Schff. Weitzen 30 — 40 Schillinge bezahlen lassen. Das und der nie zu hemmende Handel mit Weinen und Südfranzösischen Produkten, decken das Deficit für Indische Waaren. Man bemerke hierbey, daß Getreideausführende Völker in der Regel landkriegerisch sind, Manufakturausführende und Zwischenhandeltreibende können seekriegerisch werden, aber die Beyspiele von Carthago, Venedig und Holland zeigen, daß innre Erschlaffung zuletzt die äußere Macht lähmt. Traurig für andre Völker zu sehen, wie fest Frankreich selbst bey dem totalen (alleinigen) Triumpf Englands bliebe, der ihnen übrigens auch nichts weniger als ersprießlich wäre, was würde aber erst beym Triumph Frankreichs über England geschehen?

der kleinlichen Ansicht des physischen Menschen, das Theorem selbst aber für das Allgemeine und die große Betrachtung. Brown war ganz unbedingt der nützlichste Mann des achtzehnten Jahrhunderts. Stolze Aerzte sprechen: wir wußten alles schon vor ihm! — Doch wohl nicht Boerhave? wohl nicht Tissot? Sydenham und mehreren Englischen und Deutschen guten Köpfen, lehrte die Noth manche durch ihn gezeigte Wahrheiten früher vermuthen, aber hatte einer die einfache Uebersicht, das alles unter so einleuchtende Ursätze zu bringen? Der Schottländer wäre der größte Wohlthäter zerrütteter Völker geworden, wenn unter diesen nicht die Epidemie der Weisheit so herrschte. Neben dieser die Modesucht, die höchst lächerlich das erst fast Vergötterte hernach gering zu schätzen gewohnt ist. Nur durch Einfachheit kann eine so erhabne Lehre Heil bringen, in der Darstellung wie der große Kopf sie gab, bis einmal wieder ein großer Kopf kömmt, der die Lücken fähig ist zu füllen. Wenn aber hundert kleine Köpfe sich damit abgeben, dann ists bald um die Originalität geschehen. Wo so viel Catheder-docenten von Ruhmsucht strotzen, so viel Zeitschriftsteller sich auszeichnen wollen, als in England und Deutschland, da kams denn nicht anders gehen, da der Natur es einmal nicht gefiel, Köpfe wie Brown, oder Kant, Rousseau, Lavoisier zu hunderten hervorzubringen. Da spinnen nicht nur die Röschlaub, Weikard, Schelling das, was einfach seyn soll, widersinnig in

Subtilitäten und Weitläuftigkeiten aus, auch fast jeder Einzelne hat, von irgend einer halb beobachteten Erfahrung frappirt, oder überzeugt durch ein eben gelesenes Journal, neue Ideen. Das läßt sich denn alles einseitig hören, mit der Hauptsache gehts aber wie mit den Locke- und Rousseauschen Ideen über Erziehung. Die wurden so ausgesponnen, daß zwar die Concurrenten bey der Litteratur, keinesweges aber die wahre Erziehung gewonnen hat. Daß Brown Lücken gelassen, wer darf es streiten? ich wäre selbst vor kurzem beynahe das Opfer der Reizmittel geworden, da mich nach vorheriger Schwächung durch ein Quartanfieber, die Frühjahrsgrippe befiel. Mein Arzt, ein sehr vorzüglicher Mann, behielt aus guten Gründen die noch gebrauchte Fieberrinde bey, und setzte die purpurea digitalis hinzu. Ich, im Uebel ein Symptom allgemeiner Schwäche, und überflüßiger örtlicher Erregbarkeit durch contagiösen Stoff der Märzluft gereizt, erblickend, folgte sehr gern, und urtheilte, durch den Angriff auf den Hauptfeind würden auch seine Partheyen fallen. Mein Uebel nahm aber unter fortgesetztem Gebrauch dieser Mittel so zu, daß ein Krampf- und Stickhusten bey einem höchst bedenklichen Zustand der Brustorgane vorhanden war. Der letzte Hustenanfall hatte mich beynahe ersticken lassen, in einem neuen sah ich den Tod. Nun verließ mich die objective Ansicht der Sache, und ich sandte nach dem bekannten Corellaschen Pulver. Unmittelbar darauf gab sich der

entzündete und krampfhafte Zustand angegriffner Organe, und die Krankheit schritt zurück, wiewohl unter der unerläßlichen Bedingung des Schwächens, die sogar hernach das Quartanfieber wieder erweckte. Der Instinkt hatte mich also das Uebel was ihm das kleinere schien, hier wählen lassen.

Es ergiebt sich hier, daß der Krankheitsreiz sich bisweilen das der Erregung bestimmte Incitament, zu seiner eignen Vergrößerung zueignet, oder daß der theoretische Kurplan der Sthenie mit asthenischer Grundlage nicht deutlich von Brown vorgeschrieben ward. Was soll man aber da thun? schwächend entreißen vom Anfang? mir scheint fast: wenn man den Fall richtig erkennt, und dann keinen Reitz hinzufügt, sich wenigstens damit begnügen ohne weiter zu schaden*) und nun immerfort suchen, der entdeckten Lücke ein klares Princip einzuschalten.**)

Aber so wie das Brownsche System (nicht die Erregungstheorie, das ist was viel weiseres und folglich allgemein schlechteres) jetzt ist, mit seinen Vollkommenheiten und Mängeln, könnte ein kluges Zeitalter auf den Gedanken kommen, es zur alleinigen Richtschnur der Aerzte zu erheben, (bis auf die Fälle die es nicht abhandelt) was würde erfolgen? Wäre

---

*) Vielleicht wäre das Incitament bey Brustübeln auf anderm Wege als durch den Mund anzubringen, da es dort unmittelbar schädlich ist, wie durch Einreibungen u. dgl.

**) Wird wohl vor der Hand gute Ruhe haben.

die Gefahr des Irrthums bey ihr und der sogenannten Humoralpathologie gleich groß, (das ist viel eingeräumt) so würde die Mortalität dadurch noch nicht vermindert, aber die Generation kräftiger werden, und und eine kräftigere erzeugen. Eine folgende würde dann im Stande seyn, das Heilsystem wieder zu simplificiren. Allerdings, denn die Aerzte bleiben immer schädlich, auch die Brownschen, und noch weniger Medicin, ja möglichst gar keine, muß das letzte Ziel seyn. Man wird das nicht erreichen, aber gescheuter ists doch, sich ihm zu nähern, als dem, das unsern Enkeln bevorsteht. Man komme in die rohen Gegenden des ehemaligen Polens. Dort besteht nicht nur des gemeinen Mannes, häufig auch des wenig begüterten Adels gewöhnliches Verfahren bey Krankheiten in einem verschluckten Löffel Brantweins und Pfeffer. Ihre starke Lebenskraft bedarf meistens nur dieser Erschütterung, um sich aufzurichten. Wirds schlimmer, so erscheint ein Bader mit dem Schnepper oder heftigen Ausführungen. In Fällen der Plethora, ihrer Constitution nach häufiger als bey uns, ist das vortrefflich; wirds dem Hippokrat nicht recht licht, so reicht er häufig Pillen aus nichts als Brodt verfertigt mit Silber geschmückt, und ordnet strenge Diät. Auch dieser bedarf gewöhnlich nur die vortreffliche Natur der Unverdorbenheit, um alles selbst herzustellen. Oft mißglückts freylich. Die Leute dort werden auch nicht so viel älter als man vermuthen sollte, aber sie leben mit

doppelter Lebenskraft. Die Krankheiten die sie befallen, sind einfach aber cathegorisch, sie senden bald zum Charon oder geben bald Hoffnung. Die complicirten langmarternden Uebel, die maskirten mit täuschenden Symptonen, vorzüglich die Resulte der häufig gebrauchten Arzenei, sind so gut als unbekannt. Selige Menschen!

Sollte denn ein Verein von Gesetz und Sitte unmöglich seyn, solche Wohlfahrt unter ein Volk zu bringen? und überhaupt dem Grad Wohlfahrt (der unter den Bedingungen der Hauptnorm des Schicksals zu erreichen) sich zu nähern, bestehe er gewissermaaßen auch meistens aus Negativen. Freylich sind das Uebergewicht des Egoismus gegen den Gemeinsinn, der Temporisation gegen den Zeitgebrauch, des Geschmacks an Ideenreichthum gegen den an ihre Kernhaftigkeit, schlimm, aber doch nicht unausrottbar. Wir Deutschen sind glücklich belegen zwischen zwey Nachbarvölkern, von denen der schönste Unterricht ertönt! Und giebts Unterrichtfähigere, so sind wirs. Vor der Hand müssen wir uns noch unterrichten lassen, dann wird aber künftig nirgends eine erhabenere Lehre ausgehn als von uns. Wozu bey den fernen Griechen holen, was so nah liegt. Frankreich lehre uns Kunst, östliche Völker Natur. Bey jenen wird hier nicht die Kunst gemeint, die wir bisher empfingen, die der Coeffeurs oder Limonadiers, nein der gesetz- und sittlichen, die Nationalstolz zu schaffen, zu unter-

halten, und den allmächtigen Hebel der Ehre anzuwenden weiß. Ferner die Kunst der Erziehung, die die Natur in ihre Rechte stellt. Bey den uns zum Theil unterworfenen Pohlen müssen wir den kräftigen einfachen Menschen, in seinem dadurch doppelten Werth für den Staat und sich selbst schätzen, und nach und nach bey uns erschaffen lernen. Vereinfachung, allenthalben dem Zeitalter nöthig, was so sehr an Ausdehnung gewann, so sehr an Tiefe verlohr, führt dazu. Wir wissen gar nicht, daß auch die so nahen Franzosen, trotz dem reichen Wörterbuche ihrer Thorheiten einfacher an Begriffen sind als wir. Man dürfte nur die litterairen Erscheinungen der letzten Messe, und die des letzten Jahres zu Paris vergleichen, um überzeugt zu seyn. Deshalb hält aber der Franzose die Kernideen fest, sogar dann, wenn alles verkehrende politische Auftritte ein ganz neues Reich vorübergehender Meinungen erschaffen. Alle wiederholte Aufzählung seiner Fehler kann das nicht umstoßen.

Aber der von Natur der Thorheit weniger, der Festigkeit mehr ergebene Deutsche, der für alles Große und Schöne so empfängliche, der zu jeder menschlichen Leistung so fähige Deutsche, wie müßte er jeden fremden Ruhm verdunkeln, wenn Nationalstolz Ehre und Erziehung im Tempel des Vaterland's geheiliget würden. Das physische Wohl müßte letztere mit der bessern Arzeneykunde krönen.

Ich ahne große Vorwürfe. Mancher dürfte

meinen wir besäßen das schon. Der kennt uns aber nicht. Wir fühlen höchstens daß wir zum Nationalstolz berechtigt sind. Wir wissen Bücher darüber zu schreiben, den Schulkindern etwas davon vorzusagen, herrliche Vorschläge dazu zu machen, die Prediger und Pädagogen geben sich fleißig damit ab. Aber ins Herz gelangt er nur nicht. Wie kanns auch anders seyn? Sucht man denn den Götterfunken zu entzünden? Alle bisher getroffene Anstalten rechtfertiget keine Wirkung.

Man kennt aber die Hindernisse wenig. Die politischen sind freylich schwer zu besiegen, und werden es auch nie, wenn das Wort schwer immer zurückschreckt. Ein mächtiges liegt aber in unsrer Literatur. Sie hat bedeutenden Einfluß, wer kanns streiten. Göthe sagt: ein Buch ändert den Menschen wenig, ja ein Buch aber viele? Sie nähren ja mit Ideen, sie veranlaßen ja Gespräche, diese sind meistens die Grundlage der Meinungen. Unsre Literatur, so vortrefflich von andern Seiten, macht mit wenigen Ausnahmen, das Alte gar gern lächerlich, d. h. das grade nicht weit entfernte. Unsre Fortschritte geschehen nicht mit dem billigen Dank an die Väter, die uns dazu vorbereitet. Wie das seit einigen Jahren zunahm, ist bekannt, und muß den aufglimmenden Funken ersticken. Den schönsten Reitz dazu stellt der Wilhelmsplatz in Berlin dar. Jünglingen der Preußischen Armee sollte der Anblick der Heldenbilder Begeisterung seyn, sieht man aber

wohl oft einen andern als den Blick der Neugier darau hangen? Aber sind nicht zeither Schriften genug erschienen, die den Ruhm der Männer, die die Mitte des vorigen Jahrhunderts bewundert, schmähen? Wurden nicht mit allem Fleiß die Schwächen Friedrichs ins Gedächtniß gerufen, als wollte man durchaus keinen Gegenstand hoher Nationalverehrung? Ich frage ob das wohl der Franzose thut? Es sind vielleicht zwey, dreytausend Deutsche Bücher zu finden, die durch Verachtung unsrer selbst und das Vergöttern andrer Völker, allem Nationalstolz entgegen wirken. Schwerlich findet man ein einziges Französisches, was die Franzosen lästert. Vielmehr waren die Emigrirten, sonst der Revolution feind, immer entzückt von den großen Thaten der Republikaner; und in einem Buche über die Landung auf Quiberon, übrigens im wüthendsten demokratischen Geist, ward das Betragen des heldenmüthigen Sombreuil als ächtfranzösisch herausgehoben.

Wenn wir aber kein kräftiges Mittel zur Beförderung eines so hehren Gefühls anwenden, wie müssen wir einem Volk nachstehn, was schon in seinem Besitz ist, und ihn täglich mehr nährt. Das Invalidenhaus in Paris, mit seinem heiligen Nationaltempel, geschmückt von der Tapferkeit und allen Künsten, wo man beständig jugendliche Bewundrer trifft, wo die Veteranen in keinem andern als dem Licht der Ehrwürdigkeit erscheinen, o welchen Geist muß dies einzige Institut

nur, auf Krieger und Nichtkrieger verbreiten, und welch ein unendlicher Abstand zwischen ihm, und unsern Anstalten der Art!!! Das Museum der Französischen Denkmäler bey den petits Augustins, die Pariser Westminsterabtey, ist vielleicht eine noch höhre Nahrung des Nationalstolzes. Denn hier findet man die Gräber, Statüen und Büsten der berühmtesten Männer des Vaterlands seit Jahrhunderten. *) Aber noch an tausend andern Orten wird er befördert, unser Hinwegsehen über so was, scheint nur unveränderlich.

Und wir erfuhren doch was Hochherzigkeit vermag! Der Nationalstolz wohl nicht, aber die Ehre. Sie im Busen der Preußischen Helden hat des siebenjährigen Kriegs ewige Trophäen gethürmt. Die herrlicherprobte wird auch den Staat aus künftig drohenden Gefahren retten, und um noch mehr zu erwarten, darf ihr Glanz nur noch weiter strahlen. Es kostet keinen Heller. Nur einige Entschlüsse.

Erziehung könnten wir wenigstens dem Soldaten geben. Auch nur einige Entschlüsse, weiter nichts was Einrede verlohnte, und die Frucht müßte nothwendig reich wuchern. Die Erfahrung hat die Theorie schon so weit berichtigt, daß man viel bestimmen kann.

---

*) Das Pantheon verfehlt durch einige Umstände seine volle Wirkung. Daß aber die Inschrift, und die Gebeine der beyden die dort modern, die Herzen nicht kalt lassen, versteht sich wohl.

Nur ein einfacher kluger Plan, aber ja kein weiser; d. h. in der Regel: wenn zehn, zwanzig mittelmäßige Köpfe erst hundert mittelmäßige Bücher zu Rath ziehen, und wieder so viel neue Modificationen aufstellen.

Die Kränklichkeit der Heere, so schrecklich in den letzten Zeiten, durch die bey einem langen Kriege mit östlichen Feinden wir bey aller Tapferkeit zuletzt würden erliegen müssen, da Ruhren und Fieber die die schrecklichsten Widersacher sind, wäre auf einen bedeutenden Grad zu mindern. Ihre Ursachen liegen ja am Tage. Auch wieder nichts als Entschluß, und einfacher fester Plan. Aber werden die einundzwanzig laufende medicinische Zeitschriften, und wer weiß wie viel andere Bücher dabey erwogen, dann wird nichts aus der Sache.

Der siebente Brief führt wieder ans Theater, und zwar zu Glucks Iphigenie en Aulide! Welche Erinnerung für den der sie auch sah. Welche Erinnerung überhaupt an die Pariser Oper, an das Schauspiel, was alle übrigen der Welt so weit zurückläßt!

Ich erwähnte bereits, dem Manne zieme ein souveraines Urtheil, und er solle es vor Transfiguration und Apoll, vor jedem Gegenstande der Kunst behalten, um ein unbestochener Beschreiber zu seyn. Das schließt natürlich immer die Poesie nicht aus, nur bey der rationellen Betrachtung wird jene Freiheit gefordert. Ich gestehe aber, daß mir selbst meine eigene Forde-

rung mislingen würde, wenn ich mich hier über die Pariser Oper ausbreitete, ich will daher nur einige Worte das Urtheil des Hrn. R. und der meisten unsrer Landsleute betreffend, anmerken.

Durchgängig wird man hier von den Tänzen bezaubert, man bewundert die Decorationen als etwas nirgend anders gesehenes, man erklärt das Orchester für das erste in Europa, und verdammt einmüthig den Gesang. — Dem letzten Urtheil fühl' ich diametral entgegen. Mir scheint der Gesang vor allen hinreissend und edel, so nicht minder die vollzählige, harmonische, mit dem feinsten Geschmack angeführte Capelle. Doch die Tänze und Malereyen hab ich wohl hie und da, wo nicht im Allgemeinen doch im Einzelnen, eben so gut gesehen. Nachdem Mimik und malerische Darstellung ein Uebergewicht über gymnastische Fertigkeit und die überfeinerte Grazie gewannen, dürfte man in Wien manche glückliche Rivalität sehen. Das dortige Ballet besaß wenigstens vor einigen Jahren mehrere weibliche Gestalten (Cassentini, Venturini, Angiolini,) die ächtrömischer Abstammung schienen, die reizendsten organischen Verhältnisse darstellten, und sie geltend zu machen wußten, als hätten die Apellen oder Guido Renis, wie man will, ihnen selbst Grazie gelehrt. Dagegen hat die erste Tänzerinn in Paris (Chlotilde) den Fehler auffallend disproportionirter Hagerkeit, Madam Vestris ist zu stark, der Gardel Anstand und Figuren zwar voll Eleganz und feiner Leichtigkeit,

aber nicht ideal. Der schönen, graziösen aber auch gewaltig koketten Louise stellt Wien seine Muccarelli entgegen. Man mögte also von dieser Seite des Uebergewichts halber zweifelhaft werden. Doch sind die Tänzer in Paris besser, obgleich mit weniger Ausnahme Erinnerungen genug zu machen wären. Und die Mehrzahl der Subjecte vom ersten Rang, die hohe Uebereinstimmung des Ganzen, schlagen freylich endlich zum Vortheil aus, aber meiner Meinung nach bey weitem nicht so, als das so oft gehörte Urtheil will. Mit der Machinerie ist es oft mangelhaft, auch werden in vielen Balletten, wie H. R. selbst anmerkt, sehr unscheinbare Reliquien von Decorationen aufgestellt. Den neuern sind zwar Pracht und Herrlichkeit nicht abzusprechen, oft aber sind sie auf zu grelle Effecte berechnet, das fehlerhafte sichtbare Kunststreben leuchtet hervor. Nicht also in Wien. Eine so schöne und wahre Natur bey Landschaften, eine so große architektonische Optik, solche Idealität der Zauberwelten oder Elysäen, ist wirklich in Paris seltener. Ich frage jeden, der z. B. das Ballet Alcina zu Wien sah.— Ueber das Orchester kann wohl nur eine Stimme seyn, die Ouvertüren sind hier schon der starken Besetzung halber, von der höchsten Kraft, und der ganze Styl des Vortrags macht glauben, man habe bis dahin noch nichts großes und schönes gehört.*)

*) Wir wollen uns hier eine kleine Suffisanz gestatten. Die Ouvertüre des Demophron ist die erste der Welt.

Daneben sind die Discretion der Gesangbegleitung, das Ausheben alles Charakteristischen, und die Präcision unbeschreiblich. Doch das ist alles oft genug gesagt worden, und mehr noch wahr als es gelobt wird.

Ich muß nun meine Meinung, daß hier der Gesang der erste der Welt sey, vertheidigen. Ich meine das sogenannte deklamatorische Genre, was freylich nicht in möglichst denkbarer Vollkommenheit, doch in der höchsten Vollkommenheit unter den Französischen Theatern

---

Dann folgt die der Iphigenia in Aulis, Armide, Alceste. In diesen königlichen Kreis wagt man nur die des Juan noch einzuführen, sonst keine von Mozart, am wenigsten von der Zauberflöte. Dies ist die schlechteste die er je machte, trotz aller verschwendeten Kunst. Denn sie leitet nicht nur den Roman des Stücks nicht ein, sondern ihr Erhabnes wird häufig Lärmschlag, und das fugirte Thema klingt wie Bordellmusik. Will ein Sachverständiger aber auch jene Mozartsche nicht gegen die viere dulden, so mag eben nicht viel Widerstand geleistet werden. Gern, wir gestehen es, würde die des Brennus zugezogen; doch muß sie aus dem nehmlichen Grunde zurückbleiben, wie selbst die Gluckſche von Iphigenia in Tauris, die auch die Mäßigung vergißt. Andromedens Ouvertüre darf wegen eines kleinen Mißverständnisses mit Vogel, was Hrn. R. wohl bekannt ist, nicht hervor. Dagegen wollen wir mit Ausnahme einiger Stellen, die eine eigne Glorie Glucks bleiben müssen, Hrn. Rs. Chor der Vestalen im Brennus, Fabius letzte Arie, und die Composition des Götheschen Liedes: „Ach wer bringt die holden Tage, jene Tage der ersten Liebe“, unter die ersten Schöpfungen desselben stellen, ja H. R. sogar der Musik des Macbeth halber, die so voll charakteristischer Originalität ist, einen ganz eignen Rang, den noch keiner erreichte, anweisen, und alle Collisionen mit den Meistern der eigentlichern Deutschen Musik, als Mozart, Winter, ersparen.

zu Paris gefunden wird. Alles was zum Vortheil der Italienischen oder Deutschen Manier gesagt werden kann, stößt zwey Hauptargumente nicht um, die es für sich hat. Nehmlich: es legt der dramatischen Handlung im Gefolge anderer Künste auch den Reitz der Gesangs zu, bey möglichst weniger Störung der Handlung und der Wahrheit des leidenschaftlichen Ganges. Das ist dort ganz anders, jemehr Cantabilität, je unterbrochener, je schleppender das Drama, und dies liegt doch hauptsächlich zum Grunde. Des Gesanges Reitz soll adhäriren, aber nicht herrschen, sonst lausch' ich nur ihm und der Geschichtsfaden geht verlohren. Das Genre ist um so mehr zu erheben, da, besonders wie Gluck es bearbeitet, (oder auch selbst Lulli) trotz der freiwilligen Beschränkung, es oft noch weit mehr leistet als gedehnte Formen; ja man die besten Deutschen und mehrere Italienische Singspiele kennen kann, und hier noch einen neuen unerwarteten Genuß findet. Doch streite man gegen das jetzt gesagte; folgenden Satz wirft mir aber niemand um. Er heißt: zur Würdigung D. oder J. Singspiele gehört immer mehr oder weniger Vertrautheit mit der Musik, einige Meister sind sogar nur von wahren Kunstverständigen zu verstehn, wogegen man ganz ungeweiht, nur die Französische Sprache verstehend, die Wonne des Französischen Singspiels genießen kann. Denn da ganz deutlich ausgesprochen wird, weiß man den

Roman, und alle Musik ist nur darauf berechnet das dramatische Leben, in das Ideal der Tönewelt zu erheben; und zwar jedem Wort folgend, mithin fühlt der Unkundige auch die Wirkung, wenn gleich der gelehrte Kenner sich genauere Rechenschaft davon ablegt. Wo geschieht dies wohl durch eine andere Bühne? Wo giebts überhaupt einen andern Vorwurf der Künste, der sogleich den Nichtkenner ergriffe? — Wenn hier nun aber über einzelne Stimmen geklagt wird, daß der Wohlklang ihnen mangele, wie bey Lainez, Mlle. Maillard, so ist das zwar einzuräumen, andrerseits aber sind drey Anmerkungen aufzustellen. Erstens: will die Natur dieser Oper mehr eine starke jede Sylbe deutlich gebende, durchs Orchester greifende Stimme, als die eigentlicher cantabile, dann hat Verwöhnung auch ihren guten Antheil an diesem Tadel; endlich mangelts doch auch nicht an wahrhaftem schönen Ton bey Mlle. Armand, Madame Branchü, Mlle. Henry, Lais, und vor allen dem jungen Tenoristen Roland. Die Forderung darf kaum höher schreiten, wenn man erwägt, daß die Künstler über den Gesang nimmer den Schauspieler vergessen dürfen, wie stets bey uns. Lais würde auch recitirend durch seinen Anakreon bey Polykrates triumphiren, ja vielleicht mehr als so. Wenn die Branchü Armiden giebt, so seh ich nicht ein, wie eine Contat selbst, das Mimische dieser Rolle erhöhen könnte. Und weil denn nun die mehresten Stimmen schön sind, alle aber lauttönend,

und die Harmonie mehrtheiliger Sachen immer ausfüllen, der Gesang die Handlung hier nie stört, nur idealisch erhebt *), so können einseitige Rücksichten mich

---

*) Und ach wie! Rolla ruft in der Sonnenjungfrau aus: nicht in meiner Sprache, nicht in eurer Sprache, nicht in den Sprachen der ganzen Welt kann ichs euch sagen, was ich für Cora fühle. Ich mögte das ähnliche von der Wirkung dieser Oper sagen. Sie ist unbeschreiblich, wie die höhere Liebe! Unsre Sprache ist so reich, die Französische so bezeichnend, die Italienische so gefühlvoll, aber keine reicht an die Empfindung. Ich mögte wissen, ob Sophokles in der seinigen einen Ausdruck hätte finden können, der die Kunst bezeichnet: die Worte, welche man sonst als längstbekannte Poesie überhören würde, durch Gesang so in das entzückte Herz zu bringen, daß dieselbe Leidenschaft in voller Wallung im Innern glüht. Hieran hat freylich der Tonkünstler den meisten Theil, aber es ist doch Französischer, kein andrer Gesang. Man denke z. B. in Armide, wenn Phenice die Worte singt:

Si la guerre aujourd'hui fait craindre ses ravages,
C'est aux bords du Jourdain qu'ils doivent s'arrêter,
Nos tranquilles rivages
N'ont rien à redouter,

wie die beyden ersten Zeilen, das Bild des ungestümen Kreuzzugs so lebhaft vor die Einbildungskraft rufen, und die folgenden voll der höchsten Simplicität die Ruhe eines glückseligen Eilands. Dies aber, alle Tempen und Elisäen zurücklassend, noch weit mehr, wo Rinald die Zauber der Gärten entzücken und zum Schlummer laden. Und wenn die rachentflammte Armida den Feind durchstoßen will, Liebe aber in ihrer Brust erwacht, die Worte: mon bras tremblant, se refuse à ma haine, so wie die ganze Scene durch göttliche Wahrheit der Musik den Zustand so treu darlegen. Das Alles zum Heroismus rufende: notre general vous rappelle, und die einfachen, aber in diesem Gesang das Herz durchbohrende Worte: trop malheureuse A mide he-

wenigstens nicht hindern, diesen Gesang für den ersten in Europa zu erklären, und warum sollte man in solchen Behauptungen nicht auch süffisant wie alle Welt seyn.

Die deutsche Oper, und mehr noch die Italienische ist ein Conzert, des Spectament nur als wenig bedeutende Zugabe zu betrachten. Alle Künste die sich zur Französischen Oper vereinigen, bleiben im harmonischen Verhältniß, sie bilden das Ganze in ziemlich gleichen Theilen, nur der Handlung wird vielleicht etwas voraus gelassen. Bey uns nimmt der Gesang ein unverhältnißmäßiges Recht, und bringt das Uebrige, möge es sonst auch nach seiner Art vollkommen genug seyn, um den Effekt.

Es fällt hier auf, daß H. R. sagt: „einige gute „Landsleute neben mir, die die französische große Oper „zum erstenmahl sahen, und die gewohnt an den gu„ten Gesang unsrer Opern und Operetten, hier noch „etwas besseres und schöneres erwarteten, erstaunten „u. s. w." Da sollte man fast meinen, wir genössen in der Art schon das Vorzüglichste, und das Lob kann doch nur einzelne Individuen, nie aber eine ganze Vorstellung treffen. Wohl aber ist in Paris das Ensemble von Seiten des Französischen Gesanges,

---

las! que ton destin est deplorable! — Eben so in Iphigenie en Tauride die Erkennung: ah mon chèr Oreste u. s. w. — Armide ist die erste Oper Glucks; dann folgt Alceste. Seine schlechteste Orpheus.

(wie er nun ist) vollkommen! Denn hier kömmts bey weitem nicht so auf Stimmenwohlklang an, als sonst. Es ist schätzbar ihn zu finden, doch Kraft mit richtig öconomischem Gebrauch leistet hier schon viel. Man erwäge auch daß die Französische Sprache zu diesem Gesang sehr zuträglich ist, ja ihm ist sie die erste, denn wer wills wohl läugnen, daß an Wohlklang sie keine, keine übertrifft. Selbst nicht die Griechische.*) Die Italienische ist für ihre Musik darum vorzuziehen, weil sie der langgehaltenen Töne fähiger ist. Aber der dramatische Gang erlaubt diese nur in wenigen Fällen,**) Coloraturen gar nicht, vor allen im großen Singspiel. Die concertirende Ausgeburt Operette, kann davon mehr abweichen, und daher in andern Sprachen oft besser gerathen, wiewohl das Th. faydeau hierinn auch vortrefflich ist, und sowohl in Mitführung des Dramas, als Zusammenstimmen des Gesanges die besten unsrer Theater zurückläßt. Denn finden wir wohl das erste Deutsche Singspiel Juan irgendwo gesungen, ich fordre nur

---

*) Welch wohlklingend Griechisches Wort fällt mir gleich bey: αφροϑισια; das *klingt* doch nicht wie l'immortalité oder Montmorenci, die dennoch Consonanten genug haben.

*) Das notre general vous rappelle, was in Armide den gewaltigen Effekt macht und übrigens nichts weniger als poetisch klingt, ist weder in die Deutsche noch Italienische Sprache glücklich zu übertragen. Immer wird ein großer Theil der Wirkung verlohren gehen.

gesungen? Doch wohl in Berlin nicht. Denn wenn wir die Damen Schik und Eunike mit Recht bewundern und unsre Bühne jetzt auch die reichste an Tenoren ist, so müssen wir wieder in Quintetts und Quartetts aufs Juans und Leporellos Parthien verzichten. Herr Beschort ist der schönste Anstand unsers Theaters, er hat ungemein viel Edles in der Aktion, und giebt Rollen ohne großen Affekt vortrefflich, demungeachtet liegt Gesang nicht im Umkreis seiner Leistungen. Herr Unzelmann ist der Liebling des höhern Publikums: nichts dagegen; aber deshalb im ersten Meisterwerke Mozarts eine Stimme aufzuopfern, gehört unter die größten Versündigungen der Direktion.*) Juan wird

*) Sie zählt deren nicht wenig. So erhalten wir seit mehreren Jahren nur Französische Neuigkeiten (Singspiele), mit Ausnahme der Cherubinischen Werke, Bagatellen. Von Wien, wo unstreitig weit mehr gute Sachen für uns erscheinen, verschreibt man wenig; Herr Unzelmann schafft zu seinen Benefizien denn bisweilen was an. Quod bene notandum, was das Wiener Nationaltheater sich schämen würde zu geben. Meisterstücke, wie zuvor die Mozartschen, neuerlich Winters Labyrinth, kommen gewöhnlich nach Berlin, wenn die Carl Döbbelins sie schon antiquiren. Babilons Pyramiden mit ganz vortrefflicher Deutscher Musik hat man uns gar nicht gegeben, obgleich der poetische Unsinn bald auszumerzen wäre. Es wurden auch nie ernste Anstalten gemacht, eigne musikalische Schöpfungen zu fördern, die dieses Theaters Würde angemessen wären, besonders denkt man nicht auf gute komische Operetten, was doch die Demüthigungen der Prager Schwestern, der Donaunymphe u. dgl. ersparen könnte. Sie sind doch warlich nicht klein, da es grade das Hanswurstheater Wiens ist,

aber auf dem Wiener Nationaltheater noch weit mehr verhunzt, ich wüßte auch in Deutschland niemand der die männliche Hauptrolle leisten könnte, Italienische Bühnen haben allein ihm Gerechtigkeit wiederfahren lassen. In Prag sah ich es vor mehreren Jahren sehr gut bey den Italienern, doch auf jedem Deutschen Theater mangelhaft. Wenn wir nun noch so zurück sind, wie ziemts wohl, so stolz über uns selbst zu reden. Lieber die Fehler aufrichtig gesagt und gebessert. Nacheiferung so lange andere uns noch voraus sind. Deutscher Fleiß, Deutsche Fähigkeit dürfen nie verzweifeln einzuholen, und dann sich zur Originalität zu erheben.

---

woher man, wenn sie dort gewöhnlich der Pöbel satt hat, für das Berliner Odeon die Favoritsachen holt. Wär so was nicht zu ändern? Bey Vorwürfen des Singspiels hat meistens die Direktion Schuld, bey andern meistens das Publikum wegen unbestimmten Geschmacks und kritischer Partheygängerey. Es scheint zwar freylich, daß das Genie der Künste unsrer Stadt nicht ganz hold sey; allein wie wirds nicht auch behandelt.

Doch tournons la medaille. Die Direktion hat auch ganz ausgezeichnete Verdienste. So dürfte man den Geschmack des Costüms nirgends so richtig und gewählt finden. Selbst oft in Paris nicht. Man denke an das des Titus und Regulus. Bey dem letztern Stücke war alle äußere Einrichtung nicht genug zu erheben. Das Publikum, welches keinen Sinn für dies göttliche, auch von Iffland so groß ausgeführte Stück hatte, bemerkte jene Vorzüge nur auch wenig. Doch bey der Jesuitertragödie die Jungfrau von Orleans lobte man sie desto eifriger, ob da gleich mehr Grund zum Tadel vorhanden war. — Neuerlich haben wir beym Wilhelm Tell Dekorationen gesehen, die sich sicher mit allen in Europa messen dürfen.

Sehr thörigt ists das Vorbild vom fernen Athen zu holen, wenn es uns auf der Nachbarschaft liegt. Athen paßt für jene, Paris für unsre Zeit.

Den Vorschlag des Nachahmens können wir Deutschen als solches unmöglich verwerfen, da wir ja darinn leben und weben. Und bisweilen ahmen wir sehr glücklich nach, wenn nur der Geist des Gegenstandes richtig aufgefaßt wird. Unsere Fähigkeit, unser Fleiß wie schon erwähnt wurde, leisten dann unendlich viel. Ich will ein Beyspiel ausheben. Das beste was in ganz Deutschland anzutreffen, ist die Preußische Armee. *) Und sie ist eine Nachahmung nach dem Französischen. Friedrich I hatte, wie in vielen Dingen, Ludwig XIV zum Vorbild, ein stehend Heer zu besitzen. Bey seiner Organisation waren viele Refügies angestellt, und nach Puisegürs Ideen wurden die ersten taktischen Grundsätze gemodelt. Zwey Männer von ächt deutschem Ernst und Fleiß, Friedrich Wilhelm I, und Leopold von Dessau, förderten die Schöpfung weiter, und gaben ihr eine jenseit des Rheins unbekannte Ordnung. Der geniale hochherzige Friedrich II, mit der ächten Politik vertraut, die die Ehre als Vehikel des Großen und Schönen braucht, der den Krieg didaktisch besang, cäsarisch führte, und cäsarisch beschrieb, (die hohe Deutsche Fähig-

---

*) Hier geht man vom Patriotismus aus, und wo giebts da denn was besseres?

keit, durch Anschaun Marc Aurels mit idealisirt Französischem Blick, (selbst zum höchsten Original geworden,) war der Vervollkomner, und bald war es die erste Armee aller Monarchen, und spottete der Lehrerin bey Roßbach. Da jene durch einen kräftigen politischen Schwung und mehr noch durch Drang der Umstände eine höhere Energie als jemahls bekam, war es immer die Preußische Armee, die sie am meisten respektirte, und noch mit allem Recht respektirt. Wollte diese, daß was in ihren Genius paßt, neuerdings nachahmen, besonders die Art Ambition und Ehrgeitz, die den Französischen gemeinen Soldaten charakterisirt, auch hier verpflanzen, (beym Officier herrschten sie längst,) so würde es sich um so mehr belohnnen.

Doch wir sprachen vom Theater. Ich behaupte: hier ist das räthlichste Nachahmung der Franzosen, d. h. in dem Guten, was Deutsche gar wohl auszuwählen wissen. Die gesunde Vernunft überzeugt durch das Beyspiel der Nachbarn, daß wahrlich im allgemeinen dadurch auf den Nationalcharakter vortheilhaft gewirkt werden kann, besonders der Geist der Ehre verbreitet. Fürchterlicher Irrthum, wenn wir uns in dessen Besitz wähnen, ein Zeichen, daß wir die Sache noch gar nicht kennen. Hier ist nicht von dem (sonst allerdings edlen) Begriff der Ehrlichkeit die Rede, auch nicht dem egoistischen Ehrgeitz, der vor andern glänzen will, sondern von dem Gefühl, das über gewisse

Dinge keinen Tadel duldet. Auch den allergeringsten Franzosen wirds entrüsten, wenn man ihm vorwirft: qu'il soit un lache, qu'il n'etoit pas bon Français. Man sage einem Deutschen mit Ausnahme der Militairstände: er besitze keinen Muth, keinen Patriotismus. Der erste Vorwurf wird freylich beym Norddeutschen Adel, bey Studirenden, und einigen andern seltnen Fällen, üble Aufnahme finden, aber die Majorität macht sich gar nichts daraus. Der zweite aber wird von dem philosophirenden Publikum sogar als Compliment betrachtet werden, das Gegentheil würde erbittern. Dergleichen Uebelstand macht aber nicht nur die Staatsbande locker, er isolirt und egoistisirt auch den Einzelnen, und raubt ihm die Freude an Manneswerth und Vaterland; daher wäre das Motiv, was hier einen gleichen Sinn wie in Frankreich erzeugen könnte, mehr werth, als alle philosophischen Compendien, die unsre Tiefdenker seit funfzig Jahren zu Tag förderten. Und das Theater in seiner jetzigen schon ansehnlichen Vervielfältigung könnte dabey gewiß viel wirken, besonders wenn auch die ganze Literatur einen andern Gang nähme, und man nicht fortführe zu träumen: das vielseitige Streben würde die vortrefflichsten Resultate liefern. Es bereichert den Kopf mit Ideen und läßt doch das Herz an Gefühlen verarmen. Das ist das Resultat. Und ad vocem der Ideenbereicherung denke man ja an die merkwürdigen, freylich für das jetzige

Verhältniß überspannten Worte: Il est de la dernière évidence, que les compagnies savantes de l'Europe ne sont que des écoles publiques de mensonges; et très surement il y a plus d'erreurs dans l'académie des sciences, que dans tout un peuple de Hurons. Puisque plus les hommes savent plus ils se trompent, le seul moyen d'éviter l'erreur est l'ignorance.

Und man denke, was laut der Geschichte gewöhnlich das Loos der Völker war, die der Geisteskultur das Gemüth nachsetzten. Sie fielen zuletzt in die Sklaverey der Kräftigern. Und Sklaverey ist ein bitteres Ding. Ich mag hierüber nicht alles sagen, was ich sagen könnte, aber wiederholen werd' ich es, weil es nicht oft genug zu wiederholen ist: daß Patriotismus, Nationalstolz und Ehre durchaus bey uns mehr gefordert werden sollten, und daß das nächste Beyspiel darüber bey den Franzosen zu suchen ist, die troz anderweitiger Corruption im Besitz dieser Veredlungen sind. Und die Corruption (die wir leider mehr Neigung haben zu copiren) dürften wir ja nur zu vermeiden, dagegen neben unserm schönen Nationalbiedersinn, jene herrlichen Anpflanzungen versuchen. Theater und Literatur sind überhaupt die ersten Wege dazu. Schriftsteller können hier viel wieder gut machen, was in politischen und religiösen Spaltungen Hinderliches liegt. Die Sache hat zwar unendliche Schwierigkeiten, wo ein Göthe selbst den Regulus

geringschätzt, und Alarkos in Protektion nimmt, wo trotz der lautesten Lehre der Erfahrung, die vereinfachte und dem nahen Bedürfniß anpassende Philosophie eines Rousseau, oder wenn man will Mably, Condorcet, *) gegen unsre weitläuftige, abstrakte, alles verheissende und nichts haltende verlacht wird, das Heer der Gelehrten so übermäßig groß, und ohne Vereinigungspunkt ist; allein die Schriftsteller müßtens nur häufig machen, wie der Verfasser dieser kleinen Schrift, der trotz dem Bewußtseyn eigner Schwäche, trotz dem Gefühl des Mangels an Genialität und Erudition, wo eine Sache seiner gesunden Vernunft als Wahrheit erscheint, gar keinen Anstand nimmt, Kant, Göthe, Schiller, den Herrn Schlegeln oder wer es ist, gradezu zu widersprechen. Verführen viele, und Leute von höherem Talent wie er, es müßte zuletzt doch ein wohlthätiger Saamen ausgestreut werden.

Der Patriotismus der Deutschen ist zwar zwey=

---

*) Wenn ich von Nachahmung der Franzosen rede, so wird mir wohl niemand den Wahnsinn aufbürden: ich meine dadurch nur das geringste, was die Revolution begreift. Ins Bedlam gehörte das. Hier gilts dem, was längst vor 1789 da war, was jenes Volk veredelte, mächtig machte, und leider neuerdings zu mächtig für die Ruhe andrer. Das ist schön, und gefährlich darinn zurückzubleiben. Es paßt zugleich monarchischen Verfassungen viel vorzüglicher an, als die bey uns umlaufenden Ideen. Daß man die Laster und Thorheiten der Franzosen nicht nachzuäffen anrathen wird, versteht sich wohl von selbst.

seitig. Pflicht und eignes Interesse fordern erst den ausschließlichen für den Fürsten und der Verfassung, denen man gehört. Das versteht sich. Wir Preußen gehen, wie wir hier mit gerechtem Stolz sagen können, bey der individuellen Vaterlandsliebe am beßten, denn unsre Geschichte zeigt uns den ersten aller Könige, eine Reihe von sieben Regenten, deren jeder den Staat vergrößerte, glorreiche Kriege, und große Männer; eine unwichtige Marggrafschaft, durch Tapferkeit und Klugheit zum bedeutenden Königthum aufgeschwungen, und was der glänzenden Gegenstände mehr sind. Inzwischen duldet dieser individuelle Patriotismus den allgemeinen Deutschen gar wohl, und zwar des eignen Staatsvortheils halber. Es scheint eine Zeit nahe, wo die Politik ihre Maximen ändern dürfte, wo der Begriff natürlicher Allirter mit dem eines künstlichen wechseln wird, wo Drang der Umstände den Satz einleuchtend machen muß: der n a t ü r l i c h e r e Allirte ist der nahe und nicht der ferne; wo die Nothwendigkeit einer ernsten Vereinigung wird das E i n s t g e s c h e h e n e vergessen lehren. Mit einem Wort: wenn einst Oesterreich und Preußen sich gegen einen alle Welt bedrohenden Feind verbünden müssen, dann ist Patriotismus der Deutschen so nöthig, als einst der Griechische, wider die Perser. Und wie wir schon erfuhren, stören ihn dann immer eine Menge Vorurtheile, die leicht zu vernichten wären. Ganz besonders (neben der verschiednen Denkungsart der Süd-

und Norddeutschen) jener Rücksichtenreichthum, jene kleinliche Weisheit, die einfache energische Maasregeln hindert — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Der achte Brief sey überschlagen. Er betrifft conventionelle Sitten und Theater. Von den ersten soll in dieser Schrift wenig, vom letztern kein Wort mehr gesagt werden, und ich behalte mir das, was ich darüber noch auf dem Herzen habe, für den zweyten Theil, der die Kotzebueschen Erinnerungen beleuchtet, vor. Beym neunten Brief gilt ziemlich das nemliche. Also zum zehnten, der wichtigere Gegenstände berührt, die Umgebungen des ersten Consuls (nun Imperators) und sein Individuum. Von erstern, da sie ohnehin anderweitig noch genug beschrieben sind, nichts; nur über die große Parade hab ich etwas anders zu sagen, als H. R.

Diese Parade wird uns immer als das prachtvollste heroische Schauspiel unsers Welttheils geschildert. Wer indessen das mit dem Preussischen oder auch nur Oesterreichschen Maasstab hat messen gelernt, erwarte hier nicht zu viel. Man sieht viele Truppen, schöne Truppen, Glanz und Pracht, allerdings, aber das meiste bey dem Motiv des Lobens, thut, daß man sich sagt: man sey in Paris, und sehe was so viele daheim nicht sähen u. s. w. Die Parade zu Potsdam ist eine ganz andere Sache, (wo beyläufig gesagt, das

Lokale des Lustgartens weit schöner ist, als der Pariser Carousselplatz;) denn so was bis aufs geringste Detail in harmonische Ordnung zu bringen, versteht man nirgends so als bey uns. Die Preußische Fußgarde zählt schönere und bey weitem gleicher exercirte Leute, auch ist die Uebereinstimmung der glänzenden Uniform weit richtiger berechnet. Die Preussische Garde zu Pferde läßt jede andre Cavallerie weit zurück. Jene Consular- (jetzige Kayser-) Garde, besteht aus Grenadieren zu Fuß, Grenadieren zu Pferd, Chasseurs, Husaren und Mamelucken. Die Grenadiere tragen die gewöhnliche Linieninfanterieuniform, blau mit weissen Klappen und rothen Aufschlägen, die nur durch Güte des Tuchs ausgezeichnet ist. Die zu Fuß einen breiten Schild vor der Bärenmütze, der bey den Reitern fehlt, die sonst gleich gekleidet sind, nur haben erstere zwey rothe Epauletten, und diese ein langes Achselband und ein Epaulett. Eine hohe rothe Feder verziert die Bärenmützen, der Officier ist nur durch goldne Epauletten ausgezeichnet. Es ist mithin keine glänzende Uniform. Man kann das als edle Simplicität rühmen, aber dann fällt die Montur der Generale, deren immer viele da sind, dagegen auf. Diese ist übermäßig mit Stickerey überladen, die jeder dazu nach seiner Phantasie verändern läßt. Am anstößigsten sind aber die bunten starkgalonirten Musikanten, und die abendtheuerlich befiederten und mit Tressen bedeckten Tambourmajors, die den Aufzügen

wirklich etwas charlatanmäßiges geben. In der ganzen Französischen Armee ist freylich nichts so einförmig gekleidet, als diese Garde, aber der darauf geschärfte Blick sieht doch nur zu viel Mangelhaftes. Der ganz übereinstimmende Schnitt der Kleider fehlt, die Bandeliere hängen nicht egal, jedem Einzelnen wird zu viel erlaubt, seinen Anstand à son aise zu geben. Dem Vorübermarsch fehlt männlicher exakter Gleichtritt, die Gewehre werden nicht perpendikulär getragen. An jungen schönen Officiers, die sich kokettheroisch schmücken, (um es so zu nennen) fehlts; bey dieser Garde sind die meisten ältlich, und die wenigen jüngern affektirt. Die Husaren und Chasseurs haben nur Camelhaarne Schnüre, das ist folglich nicht glänzend; die Mamelukken gewähren einen seltnen orientalischen Anblick, aber Uebereinstimmung ist da nicht. Das Ganze hat ein buntschäckig-theatralisches Ansehen, und die Grenadiere halten den Vergleich mit der Preußischen Leibgarde nicht aus, die Reiter noch weniger mit der Preußischen Garde du Corps oder den Gensdarmen, *) die Husaren

---

*) Zwey solche Cavallerieregimenter als diese giebts nirgend in Europa. Das erste hat die schönern Leute und Pferde; aber die Offiziere der Gensd'armen waren ehedem in ihren glänzenden militärischen Equipirungen voraus. Seit der neuen Organisation der Garde du Corps hat man dort mit ihnen rivalisirt, die Garde du Corps-Offiziers großentheils aus der Armee ausgesucht, und meistens Antinousgestalten, haben sich herrlich beritten gemacht und exzelliren im eignen Ajüstement. Doch waren die Gensd'armoffiziers, meistens reiche Leute aus den ersten Familien, von

auch nicht mit der Ungrischen Nobelgarde in Wien. Denn die Franzosen sitzen in der Regel nicht so gut zu Pferde. Was der großen Parade in Paris einen widrigen Zusatz giebt, sind die Linientruppen, die gewöhnlich mit gemustert werden. Diese sind nun gar noch nicht mit Ordnung gekleidet, und geben in ihren farbeverschossenen vielfach ausgebesserten Röcken und verbogenen Hüten das Skandal der Prozession. Sagt man mir, das sind außerwesentliche Dinge, so hab ich nichts dagegen, besonders in Frankreich, was bey seinen reichen Hülfsquellen nicht nöthig hat, auch auf den äußern Eindruck der Militairs so zu sehen; aber man preise dann auch nicht als das Erste der Welt, was wir daheim vorzüglicher sehen können. Das eigentliche Interesse bey der Pariser Garde ist

---

jeher im Besitz eines gewissen leichtstolzen überaus noblen Airs, und des Bewußtseyns, die brillantesten Offiziers der Armee zu seyn, so leicht nicht zu erreichen, und sie steckten, wie man sagt, bey einer Revüe über 20000 Rthlr. in neue Pferde, um ihren Glanz zu behaupten. Indessen hat natürlich der Wetteifer beyde Regimenter noch mehr gehoben, und je vielfältiger man fremde Truppen sah, je überzeugter ist der Ausspruch, daß sie nichts, nichts übertrifft. Es ist aber nicht blos diese äußere Schönheit. Das Regiment Gensd'armen brach bey Zorndorf in die Russischen Quarrés, und hieb mehreremal so lange nieder, bis man Appell mußte blasen lassen, um den Leuten nur einige Erholung zu gönnen, worauf sie immer wieder in den Feind stürzten, um seine Glieder zu vernichten. Und so bey mancher Gelegenheit. Von der Garde du Corps ist bekannt, wie oft sie sich im siebenjährigen Kriege ausgezeichnet.

das Fixiren der einzelnen ausgesuchten Soldaten, und der Gedanke an alles was sie thaten, und laut der Versicherung ihrer Heldenphisiognomien noch zu thun fähig sind; hier ist aber immer von einem glänzenden heroischen Schauspiel im Ganzen die Rede, und da müßte der Kaiser, wenn er das erschaffen wollte, den König von Preußen erst bitten, ihm den General-Lieutenant von Rüchel auf einige Zeit zu leihen, der würde diese Garden bald façonniren. *)

Ich muß hier noch von einer Inspektionsmusterung des Generals Lecourbe erzählen, der ich in Verdün beywohnte. Die dortige Halbbrigade war am Mor-

---

*) Von dem würden sie sich auch (wenn solcher Fall denkbar wäre) gern ordnen lassen, denn er ist in der ganzen Französischen Armee berühmt. Sie lassen bekanntlich im Kriege Jedem Gerechtigkeit widerfahren, und da können sie immer noch nicht vergessen, wie er vor Mainz und andrer Orten sich bey ihnen in Respekt setzte. Vor allem bewundern sie die überaus schnellen und kühnen Expeditionen von Koblenz und Frankfurt. — Das Geschick verhüte (wenns seyn kann) Krieg mit Frankreich. Doch wollte Bellona den Zeiten ein recht merkwürdiges Schauspiel aufstellen, so müßte der General-Lieutenant von Rüchel ein Heer wider Bonaparte führen. Er, ein Zögling Friedrichs, ist nicht nur ein vollendeter Theoretiker der festen Ordnungen und Paralleltaktik, besitzt nicht nur das den Helden so charakterisirende prevoir et prevenir, sondern sein Genie imponirt dem Gegner durch neue Ideen strategischer Bewegungen, mit einer Schnelligkeit, die selten zu Gegenmaaßregeln Zeit läßt. Ihm wäre Moreau 1800 mit dem Angriff über Schaffhausen sicher zu spät gekommen. Er hätte an Krays Stelle schon Moreau im Elsaß oder der Schweiz gepackt.

gen schon besehen, und Nachmittag gings erst vors Thor zum Exerziren. Ums den Leuten bequem zu machen, durften sie (es war Sommer) nur in der Weste erscheinen, mit Ausnahme der Corporals. Auch die Officiers durften sich außer dem Uniformrock nicht geniren. Mancher trug dazu nankingne, mancher blaue Pantalons. Einer zeichnete sich besonders aus, denn er zog mit einem rothtuchenen Gillet, ledernen Beinkleidern, blauen Strümpfen und Bänderschuhen einher. Nachdem einige Schulmanövers vollzogen waren, ward das Gewehr abgenommen und geruht. Nun spielten die Musikanten vor der Front auf, die jüngern Soldaten legten die Gewehre auf den Boden und fingen an nach der Musik zu walzen, riefen auch wohl dies und jene Stück rascher zu spielen. Die Officiere und Corporals sahn das auch nicht müssig an, sondern viele machten ein Tänzchen mit. Andere fochten, sangen, lagerten sich ins Gras, zogen Spielcharten heraus, ad libitum. So währte es bis die Trommel gerührt und wieder in die Glieder getreten wurde. — Nun wie gesagt, in Frankreich kann aus mancherley Gründen so was wohl gestattet werden, aber in Deutschland gewiß nicht, am wenigsten in Preussen, denn es nähme dem Soldatenstand die ihm hier nothwendige Würde.

Man kann also dem äußerlichen militairischen Glanz der Franzosen mit Recht keine Lobeserhebungen machen; ein anders ists, wenn man sonst über den

Werth der Individuen spricht. Man lasse sich mit den gemeinen Gardisten zu Paris in Gespräche ein, und lasse sich Relationen beygewohnter Gefechte liefern, man besuche die Casernen, wo man nicht selten einen Plutarch oder ein militärisches Journal trifft, das alles wird im Vergleich mit dem gemeinen Soldaten andrer Länder Bewunderung erregen, so wie auch die individuelle heroische Haltung, und der ehrenvolle phisiognomische Ausdruck der Einzelnen, die hier schon erwähnt wurden; nur wenn man von einem allgemeingeordneten schönen Anblick spricht, so wirds ungerecht, das in der Ferne zu preisen, was wir, es sey wiederholt, daheim schöner besitzen.

Unter den Umgebungen Bonaparte's rühmt H. R. jedoch nur die Garden, die übrigen kommen auch desto schlimmer weg. Theils trifft sie unmittelbarer Tadel, theils wird er durch das formale der Beschreibungen geäußert. Es muß dieser Tadel aber desto mehr befremden, da kein oberer Grundsatz dabey aufgestellt ist, von welchem er mit bewährter Gültigkeit ausgehen könnte. Wir wissen, daß der republikanische Versuch, der seiner Natur nach durchaus zu Einfalt der Sitten führen mußte, mißlang. Im Sturz des Berges, wie wir schon beleuchteten, offenbarte sich die Unkraft, zu d e r Art Größe. Man kann nicht das demokratische Verbrechen auf die Parthei allein schieben die es begieng, es geschahe in den Augen der großen Volksmenge von Paris, Verhinderung oder Restitution der Robespierre=

schen Grundsätze mußten Statt haben, wenn der eigentliche Republikanismus in diesem Boden hätte gedeihen können. Das Volk war unterrichtet genug über die nothwendige Spannung der Strenge im gefährlichen Anfang; grade der Theil desselben, der bisher so energisch gewirkt hatte, und es weiter vermogte, hatte bey den Gefahren des Terrorismus am wenigsten zu fürchten, und that hier nichts. Auch protestirte man weder in den Provinzen, noch bey den Heeren, und hier lag der faktische Beweis, man vermöge den steilen Pfad nicht weiter hinan. Und nun mußte eine Menge alter Begriffe wiederkehren, Glanz und Luxus wieder einen Preis gewinnen, der sich auch augenblicklich wieder zeigte, und während der Direktorialregierung bedeutend stieg. Da nun die klägliche Erscheinung eintrat, daß nicht einmal fünf redliche obre Steurer zu finden waren, und eine herrschende Autonomie nothwendig ward, so konnte diese schwerlich einen äußern Charakter annehmen, der den bereits wieder nach ehedem gemodelten Meinungen widersprach. Der Franzose wollte sich in seiner Regierung glänzend repräsentirt sehen, um so mehr, da wiederholte Siege und Staatsvergrößerungen ihn stolzer machten. Frankreich besaß eine widernatürlich bevölkerte Hauptstadt, in welcher die Existenz von Hunderttausenden, an die durch Luxus beförderte Geldcirkulation hieng, die sie auch desto lauter forderten, als sie eine Zeitlang zu ihrem großen Elend

gestockt hatte. Sie waren doch weder zu verweisen, noch zu vertilgen, die Regierung würde durch Simplicität die Aufführung der neuen Reichen, die immer das Geld in Umlauf brachte, getadelt und nachtheilig darauf gewirkt haben; das gieng nicht. Sie mußte, auch das Nachgeben gegen die Nationaleitelkeit nicht gerechnet, der Indüstrie halber schon handeln, wie sie handelt, und was sind denn da zehn Millionen oder mehr jährlich in Frankreich, die auf glänzende Umgebungen verwandt werden. Das Land muß sie mehr contribuiren, allerdings; aber auf den Wegen des Kunstfleißes fließen sie ihm wieder zu. Daß der Einzelne hierbey wie bey tausend andern Einrichtungen nicht sollte temporair einbüßen, konnte noch keine Regierung in der Welt verhindern.

Man denke sich einmal, ob Bonaparte wohl in der Einfachheit eines Washington auftreten konnte? In den vereinigten Staaten sah man noch nie Hofpracht, die Imagination des Volks war also nie davon eingenommen worden, Philadelphia, Neu-York, Boston u. s. w. nähren ihre Bewohner durch den Handel; etwas ganz andres ists, wo ein Paris um Beschäftigung ruft. Man erwäge alles, und es findet sich, daß das grade am wenigsten zu vermeiden war, was jetzt so oft nachtheilig gerügt wird. Und es befremdet nur in Paris als unrepublikanisch,*) sonst

*) Ists aber eigentlich nicht, denn Rom ging unter den Cäsarn doch auch immer noch unter der Firma: Re-

ists auch damit nicht so arg, als es die schriftstellerische Fama macht. Man muß nur den neuen Umfang Frankreichs betrachten, und da sind denn die Höfe von Dresden und Stuttgard zu gewissen Zeiten verhältnißmäßig nicht unr, fast in der Realität, üppiger gewesen. Und das wird sich doch niemand aufheften lassen, daß der jetzige höfische Luxus mit dem unter den ehmaligen Königen nur entfernt zu vergleichen wäre? Da darf man nur an die Summen denken, die Versailles (nur der Fels im Garten) und Trianon gekostet haben, an das maison du roi, was vor Nekkers und andrer Reformen aus zehntausend Garden bestand, zum Theil lauter Edelleute; an die Versteigerung des Pretiosen- und Mobiliennachlasses einer Pompadour, die ein volles Jahr währte; an den Umstand, daß ein Prinz für ein Kleid eine Million in London bezahlte, und dergleichen mehr bey viel geringern Staatseinkünften. Daß Bonaparte hier unverhältnißmäßig ausschweifte, ist ihm noch nicht vorzuwerfen, ob man gleich wohl sieht, daß er über eine Million in diesem Betracht auch grade nicht ängstlich denkt.

Es wird aber in den vertrauten Briefen nicht nur die Hofpracht getadelt, sondern auch ihr bunter

---

publik. Freylich unter dem Consul L. J. Brutus oder im heutigen St. Marino dulden die reinern Gleichheitsbegriffe und wohl zu merken! allgemeine Armuth, die Prachtauszeichnung Einzelner nicht.

noch unbestimmter Geschmack. H. R. zuckt nicht im Ganzen über Eleganz die Achsel, denn anderweitig erscheint er ihr großer Vertheidiger und Kenner, nur diese, diese will seinen Forderungen nicht entsprechen. O da mag er Recht genug haben, und in Verbindung mit Hrn. Hofrath Spatzier, und den Herausgebern des Modejournals ließe sich den Damenroben, Cavaliersstickereyen, Garderobelivreen u. s. w. gewiß ein sehr beredter Krieg machen; aber wenn die noch nicht recht ästhetisch ausgesponnenen Eleganzprinzipien dem Herrscher zu Last fallen sollen, so ist das wieder eins der großen Complimente, die ihm Hrn. R. Tadel oft macht. Man sieht es gar wohl, daß er sich für den goldüberladnen Staatsrock nicht paßt, er hat seine Form vielleicht gar nicht selbst gewählt, sondern es andern überlassen. Wahrlich er hat wichtigere Geschäfte. Ehemalige Höflinge wurden zu dem Behuf (einmal als nöthig anerkannt) herbey-gerufen, weil die in der Regel den Krimskams am besten verstehn; diese gerathen denn noch oft mit dem Geschmack revolutionairer Emporkömmlinge in Collision, und daher in den Costümen noch viel rohe Pracht, viel Widersprüchliches. Man sieht hieraus nur noch mehr, daß dem Individuum, was den Gegenstand im Allgemeinen anordnet, er fremd und lästig ist.

Die Verschwendungen der Particüliers sind verhältnißmäßig weit übertriebener, aber die Beschreibungen davon, die vernünftelnde Mißbilligung, oder was

der Deutsche über den Franzosen so gern mag, das Lachen,*) darüber sind bey weitem weniger wesentlich, als der Gedanke: wohin das führen kann, und was andre, besonders angränzende Völker, sich ohngefähr zu weissagen haben, wenn in der Nähe, der Macht und der Verschwendung nach ein neues Rom anfängt sich zu bilden.

Man unterrichte sich nur näher über den hohen neuen Luxus der Hauptstadt Frankreichs. Schriftsteller geben ja so reichlich Auskunft darüber. Ist man selbst dort, so muß man ja nicht versäumen, die Fabriken von Versailles und Seves zu besuchen, wo es Pistolen zu 20—30000 Franken das Paar, oder einzelne Porzellainvasen zu ungeheuren Preisen giebt. Man erwäge auch die Preise von Gemälden und Statuen. Es läßt sich dabey vernünfteln oder auch lachen.

Sollte aber statt dessen eine politische Nutzanwendung nicht räthlicher seyn? Versuchen wir eine kleine, wenn sie anders Jemand lesen will.

---

*) Die Franzosen erwiedern das freilich auch, jedoch mit einem gewaltigen Unterschiede. Sie lachen aus Spaß, wir aus Ernst. Sonst würden sie uns nicht längst die Ehre angethan haben, ihre Grenzen zu vaubanisiren. Spricht man mit Französischen Soldaten über die Oestreicher, so heißts gewöhnlich: par Dieu! ils se battent bien! Ich sah aber zwei K. K. Offiziere zu Mainz, die bey der Parade mitleidig lächelnd da standen und hernach an der Wirthstafel nicht genug über die Kleinheit der Leute, das inkorrekte Exercitium nnd andere Dinge zu spötteln wußten. Das war merkwürdig.

Zuvor aber müssen wir die Hauptquellen aufsuchen, aus denen jener übertriebene Luxus entspringt. Vorzüglich erscheinen drei:

Erstens. Der Uebergang des Eigenthums in fremde ungewohnte Hand. Il faut que la proprieté change, rief Danton, und es ist genug geschehen, hat neue Reiche übermüthig gemacht, grade wie in Rom, da während der innern Zerrüttungen unter Silla und Marius auch der Besitz der Schätze wechselte, und ein ähnlich Produkt erzeugt ward.

Zweitens. Erpressungen im Kriege, die Einzelne unverhältnißmäßig bereichern, wenn das System, ihn auf Feindes Kosten zu führen, befolgt wird.

Drittens. Vertrautheit mit den Genüssen fremder Länder. Diese macht, daß der Pariser Rheinwein, Tockaier, Cyper, Capwein trinkt, wogegen sonst nur einheimische Weine verbraucht wurden; sie kauft die Fabrikate der Engländer, schafft Egyptische und Indische Schwelgereien herbei. Grade wie vormals in Rom, wo die ferngeführten Kriege auch Bedürfnisse der Ferne erzeugten.

Wohin aber kann das alles führen? Zu lachen giebt's wahrhaftig hier weniger als zu fürchten. Prophezeien gelingt selten, aber ähnliche neuere Thatsachen an ältere halten, und auf die Folgenähnlichkeit

schließen, dies anticipirte doch bisweilen etwas von der Zukunft. Nun was waren denn die Folgen des entstandnen hohen Luxus Roms? Allgemeine Begierde nach den Genüssen. Gereitzter Durst der Besitzer nach immer höhern. Wunsch der Ruinirten *) und Habsüchtigen nach Krieg, dem Bereicherungsmittel. Anwendung alles Einflusses (dessen sich wohl die selbstständigste Regierung schwer ganz erwehrt), ihn zu erregen. Streben nach Eroberung, was kein Ziel mehr findet, um immer mehr Landpflegereien zu errichten. Ausschweifende Uebertreibung des Verschwendens, die es den Vorgängern immer zuvor thun will, und das Mark ganzer Provinzen bei einem Feste verschleudert.

Ist das übertrieben? Hinkt der Vergleich der beiden Reiche denn so sehr? Ist ein glaubwürdiger Anschein da, es werde diesmal die Ursach eine durchaus andre Folge haben, als jener Vergleich erwarten kann? Und wir lachen!

Cato der Aeltere schloß bekanntlich alle Sentenzen: und Carthago soll man zerstören. Das wurde wiederholt, bis es geschah. O etwas sagen und immer wiederholen, ist eine vortrefliche Sache. Das hat schon Wunder gethan. Wie, wenn bei Zeiten alle

N 2

*) Was vermogte wohl Cäsar zum Gallischen Krieg? Sicher nicht Ruhmsucht allein. Am meisten der Zustand seines Vermögens.

Männer von Einfluß in Griechenland, Punien, Trans- und Cisalpinien wiederholt hätten: Und Rom soll man zerstören???

Aber die Römer genossen auch der Ehre, daß über sie gelacht wurde. Man denke, wie scharfsinnig Griechische Feldherrn den Vorzug der mauerfesten Phalangen vor der entwickelten weniger geordneten Legion demonstrirten, wie Silla von den Atheniensern verspottet ward, wie mitleidig die Heere des Tigranes in ihrer heroischen Eleganz auf die glanzlosen Quiriten sahn. Da Uneinigkeit und Sittenverderb in Rom einrissen, wußten die auswärtigen Völker auch immer: es könne nun nicht mehr lange bestehn, und manches suchte denn, um temporeller Vortheile, ein Bündniß. War man zu einem üblen Frieden genöthigt, so richtete die Hoffnung von Roms nahem Fall auf. Schon des Jugurtha Gesandter, der die Stadt, deren Bestechlichkeit und Ueppigkeit er in der Nähe gesehn, mit so vieler Verachtung verließ, hat gewiß daheim eine Beschreibung gemacht, die mit dem Buch N. B. u. d. F. B. viele Aehnlichkeit hatte.

Zwar Hannibal lachte in einem andern Sinne. Nehmlich als die Sache schlimm ward, daß man dies nicht vorausgesehn.

S. 291. steht der merkwürdige Versuch, ein möglichst treues Bild von Bonaparte zu entwerfen.

Ein Versuch, die Gestalt irgend eines Individuums treffend zu beschreiben, gelingt Hrn. N. meistens

sehr glücklich, denn er ist ein überaus scharfer Beobachter, und als ein Schüler Göthe's reich an charakterisirenden Farben. Indessen pflegen Göthe's Schüler bey ihren Malereyen den guten oder nicht guten Willen mitzubringen, und der letzte dominirte hier ein wenig. Die Figur hat sich niemand gegeben; es ist wohl angenehm, von der Natur empfehlend ausgestattet zu seyn, doch am Ende kömmts natürlich am meisten auf die Intelligenz an, die einen Körper bewohnt, und Aesop und Pope wären durch Adonisgestalten auch nicht berühmter geworden. Auf dem hohen Regentenstandpunkt wird jedoch mehr als irgendwo ein imponirendes Aeußere nützlich. Bonaparte, sonst immer glücklich, war es hier weniger, was jeder der ihn sah eingestehen muß, allein die Idee, die man nach Hrn. R. Bild sich, ohne dem Original nahe gekommen zu seyn, machen würde, fiele doch zu gering aus. Nach ihm soll Bonaparte kaum fünf Fuß messen. Ich sah ihn in den Thuillerien sehr nahe, und zufällig auf dem Museum, wo er unerwartet erschien, als ich zu meiner großen Freude mich da befand, wo er recht mit Ruhe und selbst in Ruhe zu fixiren war, nachdem noch einmal bey der Kunstausstellung, öfterer zu Pferde, und in Theatern. Nach meiner Schätzung ist er über fünf Schuh zwey Zoll preussisch Maas hoch, und ich müßte doch als siebzenjähriger Soldat, die Taxe sehr schlecht gelernt haben, wenn ich mich so viel irrte. H. R. fährt fort: „dünnere

„Lenden, Beine und Arme kann man nicht leicht „sehen.“ Dem widerspreche ich gradezu. Er ist hager, doch nicht in dem Maaß, daß das körperliche Verhältniß auffallend durch einzelne Theile gestört würde. Sein Bein ist sogar recht arondirt geformt, obwohl am Bau nicht stark. Man stellt sich diese Hagerkeit ganz falsch vor, wenn man sie sich in dem Charakter denkt, wie sie durch frühe Ausschweifungen erzeugt wird; sie paßt in diesen Bau, dem allenfalls die zu breiten Schultern vorzuwerfen sind. Weiter: „die „scharfangespannte Haut, ist eben so viel Olivenfarbe „als gelb, ohne die mindeste Spur von Blutfarbe „und ohne alle merkliche Beweglichkeit.“ Buchstäblich richtig. „Die sanft gebogne Nase und der Mund „sind fein geformt, und selbst das stark hervorstehende Kinn ist gar nicht unangenehm. Die Mittellinie des Mundes würde sehr angenehm seyn, „wenn sie nicht zu grade wäre und beym Schweigen „so scharf schlösse, daß von den Lippen wenig zu sehen „bleibt.“ Auch völlig wahr, der Ausdruck dieser Züge würde wahrscheinlich den Physiognomen täuschen, er ist mehr weibisch als männlich, und wie mir scheint auch versteckt wollüstig. „Beim Reden sind diese aber „immer stark auseinander gezogen, und bilden ein fortdauerndes Lächeln.“ Ja, aber ein gleichgültiges zerstreutes Lächeln, und etwas erzwungen. „Die Stimme „ist tief und meistens rauh, und die schwachtönende „Rede von so geringer Modulation, daß sich kaum die

„Frage bestimmt heraushebt; sehr häufig ist sie auch „von einem heisern tiefen Lachen begleitet, das sich „im Innersten der Kehle bildet und hinterwärts ver„liert." Im Reden scheint er mir einige flüchtige Aehnlichkeit mit dem Fürsten Esterhazy zu haben. „Die „Augen sind klein und tiefliegend, ohne bestimmte „Farbe und Feuer." Das scheint mir übertrieben. Ich fand das Auge weder zu klein noch unfeurig, wohl aber dadurch sehr interessant, daß das Charakteristische der Erdengötter so vollkommen darin liegt, als wäre Bonaparte von der Wiege an für einen hohen Thron gebohren. Im Auge vornehmer Fürsten ohne Ausnahme, es mag übrigens schön organisirt seyn oder nicht, liegt eine gewisse Gleichgültigkeit, eine Halbkraft alles Interesses und Leidenschaftlichen, die ein Resultat der vielgehörten Schmeicheley und des Uebergenusses sind. H. R. fährt fort, daß keine bestimmte Farbe der Augen zu erkennen sey, daß man sie bald für blau, bald für grün halten mögte, zuletzt aber immer nur graue Unscheinbarkeit erkenne. Das heißt genau beobachten. Das Profil soll nicht so griechisch seyn, wie man es auf gewöhnlichen Abbildungen findet. Mir scheint aber sehr römisch. Das Kinn hat, wo ich nicht irre, mit dem des Domitian große Aehnlichkeit. Es ist überhaupt das Originellste an diesem Gesicht. Daß das Haar etwas unbildlich steht, ist richtig. Daß kein Prachtkostüm dieser Gestalt vortheilhaft anpassen kann, versteht sich von selbst, Bonaparte nimmt am

meisten für sich ein, imponirt sogar, wenn er zu Pferde sitzt, in der Interimsnationaluniform, von reichgalonirten Adjudanten, Generalen und Mamelucken umgeben. Dann hebt die Einfachheit sich sehr edel heraus, und er hat auch das, was die Stallmeister Reuterdisposition nennen.

Daß man in der Phisiognomie dieses seltnen Mannes nicht das Erwartete findet, darf nicht befremden. Nur oft wiederholter leidenschaftlicher Zustand hinterläßt lesbaren Ausdruck der Blicke und Gesichtsmuskeln, die Operationen der reinen Intelligenz erzeugen ihn nicht allein nicht, sondern nehmen ihn wohl gar zurück; blos auf der Stirne malt sich das häufige kalte Nachdenken. Alle tiefe Berathungen der Consequenz, deren Großmeister Napoleon heißt, alle geheimen Entwürfe des schrankenlosen Ehrgeizes, vollziehen sich in innerster Seele und sind auf der Oberfläche nur zu entdecken, wenn das leidenschaftliche die Materialität berührt. Das liegt aber zum Theil wenig in diesem Charakter, andrerseits hat Klugheit auch die Kunst des Verbergens geübt. Kann seyn daß ich mich betrog, aber einmal kam mirs vor, als hätte ich einen Moment des Sichvergessens an ihm bemerkt. Er erschien in der großen Oper und ward mit lautem Händeklatschen empfangen. Mit einer lächelnden Verneigung, ganz für den Auftritt passend, dankte er dem Volk, und es schien als ob das wahrscheinliche Benehmen des Titus bey solchen

Gelegenheiten sein Studium gewesen. Doch währte das Applaudissement eben nicht lange, und viele Stimmen geboten auch durch ein pst Aufhören. In dem Augenblick zeigte sich aber eine rasche verdrüßliche Umwölkung auf Bonaparte's Antlitz, er schien das aber sogleich auch zu bemerken, und zog sich schnell zurück. Er soll sich überhaupt außerordentlich in seiner Gewalt haben. Man sagt, wie die Explosion jener Höllenmachine erfolgte, sey er zwar gewaltig zusammen gefahren, aber sobald der Bediente an den Wagenschlag getreten, habe er sich sichtbar corrigirt und mit Lachen gefragt, was es denn gäbe. Im Schauspiel, wohin er sich unmittelbar darauf begab, ist ihm auch nicht das mindeste von Alteration anzusehn gewesen. Daß sein Blick unruhig um sich her forscht, daß er, was H. R. bitter zu tadeln scheint, mehrere Anstalten zu seiner persönlichen Sicherheit trifft, ist ihm das zu verargen, wo die Ravaillacs, Damiens, die Infernalen ihr Wesen trieben? in dem Bewußtseyn, daß auswärts Millionen zu seiner Vertilgung angewandt werden?

H. R. schreitet von der Portraitirung Bonaparte's zu einer Parallele zwischen ihm und Friedrich dem Großen. Sie fällt überwiegend zum Vortheil des letztern aus, und hier hätte H. R. uns Preussischen Patrioten eine nationalstolze Freude bereiten können, wenn er nicht auf eine so sonderbare Weise verfahren wäre. Mir scheint überhaupt der Vergleich zieme wenig, denn Friedrich war zum Thron geboren, für jenen

that die Geburt nichts, und sie sind sich dadurch in einer Hauptansicht zu unähnlich. Friedrich war der erste aller Könige, das lehrt der Rückblick auf die Geschichte, der umsonst nach einem zweyten Bilde der Art sucht; Bonaparte dürfte dagegen, die Verhältniße genau erwogen, der erste unter allen, die je sich aus dem Staub emporschwangen, seyn. Es lassen sich wohl freylich die Eigenschaften aneinander halten.

Das thut nun H. R. auch zum Theil, und was spricht nach ihm unserm Friedrich den Rang zu? Erstens die Gestalt. So wahr das nun jeder anerkennen wird, der den unsterblichen Monarchen noch sah, oder nur auf sein Bild blickt, so ist's gleichwohl eine sehr zufällige Sache, und das Gesicht ausgenommen,*) war wieder die ganze Figur Friedrich Wilhelms II idealer und königlicher.

Wodurch glänzt aber Friedrich nach H. R. am meisten gegen den jetzigen Kayser der Franzosen? So ehrwürdig der Gegenstand ist, so mußt ich nach Endigung der Stelle unwillkührlich laut auflachen,

---

*) Ein Fürst bekömmt eher ein imponirendes phisiognomisches Gepräge als der Privatmann. Der Kampf gegen die kleinen Widrigkeiten des Lebens, der verzerrende Spuren aufdrückt, fällt hier meistens weg; und sein Stolz, durch Gleichgültigkeit gemildert, bringt eher eine angenehme als unangenehme Wirkung hervor. Sind hohe Ideen, Wohlwollen, Menschenliebe, edler Rathschluß vorhanden, drücken sie sich deutlicher aus, da das fürstliche Gemüth nicht mit Zurückhaltung operirt.

und wahrscheinlich ist es vielen die ernst lasen, grade so gegangen. Nehmlich: daß Küche und Keller bey ihm ausgesuchter waren, daß er Musik mehr liebte, daß sein feiner Geist des Lebensgenusses, sich alle Freuden seiner Zeit zueignete. Mein Gott, das ist alles sehr schön und gut, aber doch wahrlich nur eine Privatrücksicht. Sollte Bonaparte darum gegen ihn verlieren, daß er nur eine Stunde am Tisch sitzt, seinen Maitres d'hotel eben nicht lästig wird, und nur kurze Zeit in Konzerten ausdauert? Wie kann sich doch ein Mann von Hrn. N. Geist so vergreifen!

Als Held, als Gesetzgeber, als Staatswirthschafter verglichen, das sind wohl die Momente diesen Männern würdig! H. N. spricht unter andern kein Wort davon, daß Friedrich den Krieg nicht nur cäsarisch führte, sondern ihn auch cäsarisch beschrieb, und didaktisch besang, wiewohl das dem öffentlichen Effekt nach, immer auch das weniger wichtige bleibt. Seinen größten und wahren Vortheil hat aber der Vergleicher dadurch aus den Händen gelassen, daß er gar nicht auf das Mißgeschick blickte, mit welchem Friedrich größtentheils zu kämpfen hatte, und daß in der Reaktion seines Geistes dagegen der erhabenste seiner Charakterzüge lag, wogegen dem Rival mit unbedeutenden Ausnahmen die Glücksgöttin immer lächelte.

Folgende Untersuchungen sachkenntlich und scharf nach den vorhandenen Anzeigen durchgeführt, scheint mir, dürften wohl höchst interessant seyn, nehmlich:

Würde Friedrich auch die Schlag auf Schlag treffende Campagne von 1796, den ausschweifenden Zug auf Bengalen durch Aegypten, und den Alpenübergang 1800 entworfen, und so weit wie Bonaparte ausgeführt haben?

Hätte Friedrich wohl sich aus niederer Sphäre, durch Faktionen und Partheigeist bis zur höchsten Stufe erhoben?

Hätte er wohl ein so schwieriges Volk, fast ins Chaos der Anarchie versunken, so rasch geordnet und so fest am Regentenzügel gehalten?

und dagegen:

Würde Bonaparte mit so wenigen Hülfsmitteln und unter ähnlichem Widerstand des Schicksals auch einen siebenjährigen Krieg geführt haben?

Hätte er ein armes durch Krieg erschöpftes Land, durch weise Oeconomie auch wohl so bald wieder emporgebracht, als Friedrich?

Dürfte er sich an der Spitze eines aus zerstreuten Provinzen, mit zum Theil kompromittirten Gränzen, bestehenden Staats, so wichtig in der Europäischen Politik gemacht haben?

Was nun hieraus zum Vortheil unsers großen Beherrschers spräche, das, scheints, wäre reiner erhabener Gewinn des Patriotismus, nicht das, was uns in den vertrauten Briefen zugetheilt wird. Es hätte hier füglicher nicht sollen erwähnt werden, um so mehr da einiger Zwang dabey sichtbar wird. Eine meiner

heiligsten Erinnerungen, ist die Trauerkantate 1786 am Katafalk des Verewigten ausgeführt. Wie schien der Tonkünstler den hier passenden Charakter des Großen und Erhabnen für seine Harmonien getroffen zu haben, wie erschütternd galt der allgemeine Eindruck! Die rührende Luchesinische Dichtung mit allen ihren Schönheiten war so treu wiedergegeben, besonders die wehmüthige Frage des Anfangs und die heroischen Steigerungen im Lobe des Einzigen. Wer hätte erwartet, daß wenn siebzehn Jahr nachher derselbe Tonkünstler auch über Friedrich schriebe, der hohe Styl so ganz würde verschwunden seyn.

Das Neue des Lobes, was hiebey Friedrich dem Großen ertheilt ist, wird sonst bey andern Gelegenheiten immer sein Verdienst haben, um so mehr, da seit kurzem mehrere Schriftsteller sichs zum Geschäft machten, Schwächen des Unvergeßlichen bloszustellen. Das Zeitalter scheint den großen Ruhm eines Einzelnen nicht lange dulden zu können; sobald die Idololatrie der Neuheit endet, beginnt auch das Herabwürdigen, was das Lichtscheue seines Handwerks unter dem Mantel der Wahrheitsliebe vollzieht.

Die Ausbeute solcher mikrokosmischen Arbeiten kann aber eben nicht befremden. Kotzebue, der die Theophrast und Brüyere zu Stümpern macht, sagt: Der große Mann ist oft ein kleiner Mensch! *) Dies

---

*) Während des Abdrucks dieser Schrift hatte jemand die ersten Bogen gelesen, und machte mir mehrere Vorwürfe

ist so wahr, wird durch die Geschichte, ohnehin partei isch genug, so häufig belegt, daß man fast die, denen in diesem Begriff der Name: großer Mensch, zukäme, meist für unfähig, jenen zu erlangen, erklären mögte. Was gehört aber hier hauptsächlich der Biographie,

---

über das ausschweifende Lob Kotzebues, bei Gelegenheit des D. und Fr. Theaters. Besonders unzufrieden war er mit dem Hinstellen neben Shakespear. Ich weiß nun zwar wohl, daß der Britte poetischer, kolossal poetischer ist, aber dadurch wird er oft seinem eignen Gesetz untreu, nach welchem das Schauspiel ein treuer Spiegel der Natur seyn soll. Man gehe ohne Vorurtheil A. v. Wulfingen, die Sonnenjungfrau, den Opfertod, das Schreibepult und noch einige Schauspiele durch, und man wird sich gestehen müssen, daß ihr Stoff unter der Hand Shakspears eher verloren als gewonnen hätte. Romeo und Juliette, Othello und Macbeth stehen aber wohl unerreichbar. Hamlet weniger, und Timon nebst einigen historischen Schauspielen, mögten wenn K. sie bearbeitete, wahrscheinlich hervortreten. — Der Ausdruck: die vollendetste Universalität der Deutschen ward auch aus vielen Gründen geschmäht; ich nehm' ihn aber nicht zurück, da, wie der Zusammenhang giebt, er besonders auf das dramatische Fach gelten soll. Von metrischer Poesie an und für sich, und andern literairen Vorwürfen war nicht die Rede. — Der Tadler sprach ferner von Bahrdt, dem hyperb. Esel, den Expektorationen, (für deren Verf. er K. hält); hierauf habe ich zu erwiedern, daß ihre Moralität mich nicht kümmert, aber schwerlich in Deutschland jemand so witzige Produkte noch wird liefern können, was unter andern die Miserabilität der Ehrenpforte beweis't. — Endlich kam das Privatbenehmen in Betracht. Ob da die Massons Recht haben oder nicht? das interessirt seinen Privatzirkel, nicht das Publikum. Man denke an das häusliche Aeußern Voltairs bey Gelegenheit des Calas und Sirven. Ich sprach von Kotzebue dem großen Mann!

oder beym Lebenden dem Interesse der Mitwelt? Im letzten Fall können Verkleinerungen auch politisch gefährlich werden, und zwar direkt und indirekt. Das erste erfuhr Friedrich, welcher die Menschlichkeiten der von Seiten der Macht wenigstens, wo nicht auch einiger Charakterenergie, großen Elisabeth beleuchtete; das zweyte können alle Charakteristiker veranlassen, die eine allzuleichte Meinung von dem was schwer lasten kann, verbreiten.

Doch wir müssen noch auf andre Vorwürfe blicken, die H. R. dem jetzigen Kayser Napoleon macht. Sein weniger Antheil an das gesellschaftliche Leben, an den Genuß der Künste, gehört dazu, und es wird ihm ein freudenloses Alter prophezeit. — Zurückziehen bezeichnet selten kleinliche Geister, öfters das Gegentheil. Musik und Schauspiele haben ihren halben Werth verloren, wenn das schöne Alter der Liebe vorüber ist. Ihre Versäumniß kann einen so beschäftigten Regenten schwerlich im Ruhm herabsetzen, besonders wenn er dennoch öffentliche Achtung äußert, und keineswegs andrer Freuden stört. Die Weissagung dürfte auch nicht eintreffen, da Bonaparte als Greis wohl lieber auf Thaten als Genüsse rückblicken wird. — Er liebt die Griechen nicht genug, heißts weiter, Corneille's römische Helden ziehen ihn nur an. Ehre den holden und lieblichen Griechen! ihrem Mäoniden, ihrem hohen Schöpfer der Antigone und Elektra, ihrem Platon, den Timoleonen u. s. w. u. s. w.; aber das

Römerideal, woran sich Bonaparte besonders durchglüht zu haben scheint, frommt dem erhabenen Geist mehr. Und das aus der Ursach: weil die Griechen eben so viel Lärm von Epaminondas Flöte als seinem Heldentode machen. Daß die Tendenz des Französischen ächten Trauerspiels Bonaparten trifft, rühmt sie noch mehr. Das ist wahr, wenn selbst die Franzosen es nicht einmal recht wissen. Wenn selbst Mercier ruft: viens o maniere du grand Shakspear! Zertrümmert läge Frankreich, wäre sein Schauspiel in Shakspears Manier gewesen, wer es kennt muß diese Paradoxie einräumen. — Aber H. R. war gewiß einst selbst mehr vom Römerideal als von irgend einem menschlichen Gegenstande begeistert, es ist nichts als Mode, daß er die Griechen so emporhebt, und es sollte mich sogar nicht wundern, wenn er erzürnt wäre, daß Bonaparte sich nicht von H. F. Schlegel hätte Vorlesungen halten lassen. H. R. kann mir das nicht streiten, ich schlage ihn mit einem unwiderstehlichen Argument: nemlich, sein göttlicher Brennus hätte nicht so gelingen können, wäre jenes Ideal nicht alleinherrschend gewesen! So ists auch nur Mode, wenn er zürnt, daß Bonaparte in jüngern Jahren Ossian geliebt habe. Denn neue critische Weisheit will über den Dichter, sonst die Wonne der bessern Seelen, auch den Stab brechen. H. R. hat hierin einst sicher mit B. sympathisirt, denn mehrere Schönheiten seiner musikalischen Poesien, tragen ein Gefühl, was nur in diesem Heiligthum über ihn

kommen konnte. Sagte nicht auch Göthe selbst in den Zeiten, wo er so liebenswürdig war: Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt!?

Ich mögte mich gern des Scheins der Partheilichkeit entladen und daher nicht alles bestreiten, was gegen den merkwürdigen Mann gesagt wird, allein der Leser wird sehen, daß es sehr schwer ist, irgendwo zuzustimmen. Meine Absicht ist nichts weniger als lobzupreisen, mein kalter Styl muß überzeugen, daß kein Enthusiasmus aus mir spricht, allein es ist mir um Wahrheit zu thun, um heilsame Wahrheit.

Am ersten dürfte man geneigt seyn, mit H. R. den strengen Preßzwang zu mißbilligen, der jetzt in Frankreich herrscht. Nicht von Seiten seiner unmittelbaren Consequenz; wenn er da nöthig scheint, paßt er ins System. Allein er pflegt gewöhnlich ja die entgegengesetzte Wirkung zu thun. Schwierige Censur spannt ja die Neugier und das Interesse nach dem Verbotenen um so mehr. Wir sehen ja die Gafahrlosigkeit des freien Drucks in manchen Deutschen Staaten, und der Deutsche schätzt die Autorität der Bücher gewiß viel höher, als der Franzose, was sich mit vielen Gründen beweisen ließ.

Auf den ersten Anblick auch wohl die Thätigkeit des ersten Chefs, die, wie H. R. sich ausdrückt, alles allein thun will. Wie das zu verstehn, ergiebt sich nun zwar, doch ists freylich unmöglich, daß ein Individuum das Supremat in allen Fächern einer so weit-

künftigen Regierung gleich glücklich sollte entscheiden können. Indessen liegt in dem Tadel wieder eben so viel Lob für einen selbsthandelnden Herrscher, und was einzelne Ressorts unter solchen Umständen zu verlieren scheinen, bringt meistens die Totalität wieder ein, indem den Grundsätzen nach, immer homogene Radien aus dem Mittelpunkt laufen. Es giebt Staaten, wo die partiellen Regierungszweige einer sehr sorgsamen detaillirenden Obhut vertraut sind, da sie aber nach verschiednen Grundsätzen behandelt werden, so wird der Nachtheil davon aufs Ganze nur zu sichtbar. Z. B. in Oesterreich hegt man den religiösen Fanatismus, und beugt der hyperphilosophischen Epidemie vor. Das ist unstreitig so übel nicht. Dagegen hat man aber die Adels- und Militairvorurtheile sehr emsig aufgeklärt, die durchaus mit den religiösen in einerley Haltung hätten bleiben sollen. Jetzt nützt der hohe Adel der Monarchie nur in reichvasallischem Betracht, keinesweges (ausgenommen in Ungarn) wie bey uns, der niedre ist ganz ohne Einfluß. Der Soldat ist seit Lascys Nationalität nicht mehr im Besitz des g l ä n z e n d e n S p i e l w e r k s; einer vernünftigen und humanen Gesetzgebung ists fast gelungen, die Zweykampfssitte zu vertilgen. O Unheil! *)

---

*) Im 2ten Theil der vertrauten Briefe wird Hr. Lalande als heftiger Bestreiter der Duelle angeführt. Man sieht, daß der berühmte Mann besser über die Angelegenheiten des Himmels als der Erde unterrichtet ist. Das

Aber der N—p—t—s! rufen mit H. R. viele Stimmen, sie rufen um so lauter da sie sich hier so berechtigt fühlen. Und es dürfte da auch am wenigsten zu entgegnen seyn. Auch macht der Sonnenglanz der Größe freylich etwas schwindlich, und allerdings ists im Unglück leichter, die Schranken der Mäßigung zu halten, als wenn jene Buhlerin immer schmeichelnder kos't. Es ist auch einzuräumen, daß den Franzosen die Regierung um manche Million wohlfeiler gelassen werden konnte. Wo gabs aber je eine reiche üppige Nation, die die Mühe, sie zu beherrschen, nicht hätte stattlich bezahlen müssen. Und eine gute Beherrschung ist auch einen guten Preis werth. Die Neapolitaner kamen einst mit einem Spottgelde weg, da sie dem Masaniello nur zwey Zechinen und sechs Ellen Spitzen für seine Frau bezahltem. Die Regierung währte aber auch nur drey Tage. Wir wollen hier die Frage vor den Ausspruch der Menschenkenntniß bringen: ob das Regiment jenes weisen und höchst energischen Plebejers nicht würde fester gewesen seyn, wenn er einige hunderttausend Skudi, zu seinem, und seiner Umgebungen Ansehn verwandt hätte?

Duell in Frankreich abschaffen wollen, besonders im Heere, o der Thorheit! Es giebt gar kein kräftigeres Vehikel der Ehrmoralität. Nicht das Gesetz, nicht die Religion reichen so weit. Nur wer die Sache nicht kennt, kann das streiten. Der Einzelne? — nun, wird der im Krieg nicht auch bey Tausenden dem Ganzen geopfert.

Wobey nicht zu übersehen, daß der Charakter der Neapolitaner dem Französischen, nicht aber dem Schweitzerischen ähnlich ist.

Gewisse polizeiliche Maasregeln, besonders die geheimen, finden nächstdem Hrn. Rs. bittern Widerspruch. In der That, wer Freund von Deklamationen ist, kann hier glänzen. Meine Wenigkeit würde auch hier vieles zu erinnern haben, doch läßt die Censur es nicht stehen, der freundschaftlichen Verhältnisse halber, die zwischen unserm Hof und der Französischen Regierung herrschen. Indem ich nun als Patriot nichts eifriger wünschen kann, als dieser Verhältnisse Dauer, auch unter Napoleons Nachfolgern; so bin ich dem Willen des Staats um so mehr Ehrfurcht schuldig. Ich kann mich auch nachtheiliger Aeußerungen lieber begeben, da die vortheilhaften, des augenscheinlichen Uebergewichts halber, zur richtigern Zergliederung dienen. Zu dieser will ich hier beytragen, oder, vielmehr fähigere Schriftsteller daran mahnen. Denn es kann nicht genug wiederholt werden, wir sind schlecht über die Dinge im Auslande unterrichtet, trotz der vielen Belehrungen. Auch die Charakteristik fremder Völker, die wir durch die Gesandschaften erhalten, wird sehr selten bestätigt. Man hat es 1778, 1792, und 1794 erfahren, denn es fand sich damals in Böhmen, der Champagne, und Polen alles anders wie es erwartet war.*)

---

*) Das Mißlingen der Invasion von 1792 fällt den

Doch auch jene Akte der Willkühr, die Deportationen, die geheimen Aufsichtsmaaßregeln haben manches für sich. Alles hat zwey Seiten. Man hat es mit einer übervölkerten Hauptstadt zu thun, deren Volkshefen

---

falschen Berichten der Emigrirten zur Last. Sie sprachen natürlich zu ihrem Vortheil, und man blickte doch nicht richtig in die Nation, da man getäuscht wurde. Besonders geschah eine Maaßregel, die eine völlig entgegengesetzte Wirkung erzeugte. Das Manifest was jener berühmte Feldherr erließ, empörte das allgemeine Ehrgefühl, und es ist bekannt, daß es der damalige Convent bey der Rekrutirung zu seinem größten Vortheil gebrauchte. Das ließ sich erwarten, denn wenn man das Zartgefühl nur eines einzelnen Mannes von Ehre beschimpft, so wird er seine letzte Kraft zur Ahndung aufbieten, sowohl als der religiöse Fanatiker, dessen Heiligthum geschändet wird. Man maaß Frankreich nach Holland, wo der jetzige General von Hirschfeldt durch kühnverbreitetes Schrecken allein eine Compagnie gefangen nahm. Hingegen ist höchst glaublich, daß man 1792 nach Paris gekommen seyn, und die alte Ordnung hergestellt haben würde, hätte man sich als freundlicher Vermittler, als Mitwirker gegen das Bedrängniß angekündigt, und d i e N a t i o n e h r e n v o l l u n d d i s k r e t b e h a n d e l t. Denn dann gabs dort kein Manifest als A u f r u f z u r R a c h e d e r A m b i t i o n in die Departements zu senden, keinen Stoff Marseiller Hymnen zu dichten, und das Volk durch demagogische Reden aufzureitzen, die (es ist völlig wahr) Hunderttausende unter Waffen brachten. Man hätte die Heere der Linientruppen in verwirrter Unthätigkeit getroffen, komplimentirende Proklamationen erlassen, dem Volk Deputirte zusenden können und im Triumph wären die Befreyer des Vaterlands eingeholt worden. Möge diese kleine Schrift übrigens alle Mißbilligung erfahren, aber nur auf diesen unendlich wichtigen Punkt aufmerksam machen. Ein andres wars in Polen, da expedirte der am meisten, der am strengsten und energischsten verfuhr, dabei

die Schule der Anarchie durchging. Der Franzose ist in der Regel honett, legt er aber durch die Reibungen der Corruption diesen Zug als Vorurtheil ab, so giebt's wohl keinen demoralisirteren Menschen mehr,

---

aber doch auch den Nationalcharakter achtete. Es ist ganz erklärbar. Dem Volk fehlten die Französischen Hülfsmittel, mehr der Wille als die That waren zu vernichten, und das mußte so rasch als möglich geschehn. Bey physischstarken Völkern gilts überhaupt Zwangsmittel, sie demüthigen dort, setzen aber kultivirtere in Verzweiflung, die auch das äußerste aufbietet. Am Anfang des letzten Türkenkriegs wütheten die Feinde schrecklich gegen Oesterreichische Gefangne. Für den Kopf ward ein Dukaten bezahlt. Der damals kommandirende Prinz Coburg wollte die Barbaren beschämen, und ließ ihre Gefangnen sehr human behandeln, auch machte er dringende Vorstellungen. Das leistete aber nichts, ja unweit Orsowa nahm man drey Tyroler Jäger, spießte sie im Angesicht der Oesterreicher, und hing sie so lebendig aus einem Moscheethurm, daß diese, weil man nur einen Kanonenschuß getrennt war, das Geschütz darauf richteten, um der Unglücklichen Marter zu enden. Nun fings der Prinz aber anders an. Er ließ hundert Türken der Zeugungsorgane berauben, und sie so auf ihre Vorposten jagen. Bey ihnen herrscht der Aberglaube: ein so Verstümmelter könne die Freuden der Houris nicht genießen. Sogleich erschien ein Parlementair, wand sich im Staube vor dem kaiserlichen Feldherrn, und bat um die Aufhebung des fürchterlichen Gebrauchs. Es wurde bewilligt, wenn die Oesterreichschen Gefangnen Quartier erhielten. Die Muselmänner versprachens gern, und pünktlich ward es gehalten. Prinz Coburg handelte sehr weise und kannte hier seine Leute. In der Folge aber ward die Kopftaxe (ein denkwürdiges Monument der Zeitgeschichte) gegen die Franzosen angewandt; man behandelte die Nation schimpflich, die Gefangnen zum Theil grausam, und dadurch am meisten wurde Frankreich groß gemacht. Hab ich also wohl

denn das Leidenschaftliche und Leichtsinnige bilden sein Verderbniß auf den empörendsten Grad aus. Nehme man dazu den Reiz von außen her durch Gold, die egoistischen Hoffnungen, die Menge irrender Glücksritter, die durch die Revolution gekränkten auch auf höhern Standpunkten, und es ergiebt sich die Schwierigkeit alles im Zaum zu halten. Das positive, wenn auch strenge Gesetz dient gewöhnlich erst nach erfolgtem Attentat, die Furcht vor Beobachtung, Verrätherey, und machtsprüchlicher Bestrafung beugt aber unendlich vor. Wer will das läugnen! Die gesetzliche Form ist höchst ehrwürdig und nothwendig; aber sie wird studirt, um umgangen zu werden. Hundert Conspirationen würden sich mehr bilden, wenn der Verdächtige nur den Civilprozeß zu fürchten hätte.

Unrecht, wenn ich sage: man soll das Ausland besser kennen. Die Einwendung: nachher konnte das alles erst erfahren werden, ist sehr unvollständig. Es ist genug vorausgesagt worden. Zwey Deutsche Schriftsteller, die aber freylich nicht partheiisch und einseitig sahen, haben während der Französischen Conjunktur, sogar einigemal die Zukunft bestimmt anticipirt. So sagte Wieland (in vorschläglicher Form), da Bonaparte noch in Egypten war, seine Diktatur voraus, und Archenholz prophezeihte bey dem so übereilten Frieden von Amiens sogleich seinen Unbestand. Aber von solchen, die eine richtige Charakteristik aufsuchten, und nach Analogien der Geschichte urtheilten, ward nie Notiz genommen, schlechte Voraussagungen für die Franzosen, d. h. ausschweifende, machten dagegen die Freude der Deutschen Jakobiner, schlechte wider sie, nemlich im Geschmack der Schirach und Hoffmann wurden bezahlt, und was noch mehr ist, beachtet. Ists nicht wahr?

Ich bin überhaupt der Meinung, ein durch Consequenz geleiteter Machtspruch, könne oft eine sehr wohlthätige Erschütterung werdender Bösewichter bewirken. Unsre mit Recht in Europa als vortrefflich gerühmte Legislatur führt mich darauf. Denn vermag sie selbst immer dem Mißbrauch zu steuern, verhindert sie das Verbrechen? Ich weiß gar wohl, daß ihr Wirkungskreis gar nicht so ausgedehnt seyn kann, dazu müßten Volkserziehung und Meinung mitwirken. Aber giebts nicht bey uns Rabulisten, Commissionaire, ränkische Juden, die sich mit dem Geist des Landrechts vertraut machen, um betrügerisch prozessiren zu lernen, wobey denn die Hauptdexterität ist: sich zum Eide zu bringen. Und höhere — — doch pst zurück zum Faden.

Aller Tadel Hrn. Rs. gegen jenen merkwürdigen Mann vereint sich aber in zwey Brennpunkten. Nemlich: der usurpirten Alleinherrschaft, die die Achtung des Demokratismus, und der Religionsherstellung, die die Philosophie nicht verzeihen kann.

Was das erste betrifft, so haben alle versuchte Formen während der neuen Ordnung sich schlechter bewährt, als die jetzige, und daraus wird jeder, der auch nie das Wort Logik aussprechen hörte, schließen: daß die jetzige die bessere sey. Leuchtete auch das Gegentheil allgemein ein, so würde der allgemeine Wille sich wirksam auflehnen. Die bestmögliche wollen wir sie natürlich nicht nennen. Wo ist diese überhaupt?

In der reinen Demokratie? Ich habe nichts dagegen, sie fordert aber dann unumstößlich die Grundlage der Sitteneinfalt. Robespierre, wie schon erinnert ward, zeigte den rechten obgleich rauhen Weg dahin an. Verehrung der Cultur und ihres Gefolges ließ ihn aber nicht lange betreten, der allgemeine Wille schwieg beym Sturz des Berges, und forderte dadurch schon stillschweigend, was nachher geschah. Bonaparte trat als Consul zum öffentlichen Heil auf, das sahn wir, die Veränderung kostete kein Blut, das begründet zugleich ihre Rühmlichkeit und das Nothwendige. Bonaparte stieg höher und höher; aber um Staatszerrüttung, Bürgerkrieg, und Contrerevolution zu hindern, war sein Steigen den Aspekten nach das einzige Hülfsmittel. Welches andre denn sonst? Und grade das jetzige Extrem ist die Vollendung jener Garantie. Aber die Freyheit ging verlohren, hör ich rufen! Hat man sie denn schon besessen? nehmlich dem idealen Begriff nach. Sonst blieb Freyheit genug in Frankreich, und wird bleiben.

Man projektire doch nur etwas besseres, aber genau auf die vorhandnen Umstände gepaßt; Projekte sind doch sonst so leicht. Das periodische Consulat hat viel für sich, aber langte denn selbst das sittenreinere Rom damit aus, wenn die Stürme heftig wurden? Intrigue von Außen ist einer solchen Regierung fast noch gefährlicher, als Krieg, und selbst

innere Spaltung; denn wir wissen, was jener Tarquin für Verwirrung anrichten konnte; nur ein Vater, tugendhaft genug, seine beiden strafwürdigen Söhne hinzuopfern, konnte das Uebel heilen, und welcher Unterschied der Sitten dort und hier! Wenn der Staat erst weitläuftiger wird, lehrt ja die Erfahrung, daß der Wechsel der vollziehenden Gewalt, je öfter er eintritt, je nachtheiliger seyn muß. Wenn der Pilot gut steuert, so ist ja sein Abtreten Verlust. Und doch hat mans hier so oft begehrt, wo es noch dazu weit mehr andere Uebel im Gefolge gehabt haben würde.

Ein repräsentatives System nach dem Vorbild der vereinigten Staaten, mit einer Präsidentur, findet viel Anhänger, und die Verehrer Moreaus hätten ihn in Frankreich gern etwas ähnliches organisiren sehen. O ja, das conjunktive Bild, was man sich von dieser Erscheinung entwerfen kann, ist sehr lieblich, nur Schade, daß alle Anzeigen vorhanden sind, sie würde nicht von Dauer gewesen seyn. Das Volk ist zu demoralisirt für ein so gelindes Regiment, auf welches die Sinzerität Moreaus schließen läßt. Der feine Machiavellismus, mit welchem Frankreich geleitet seyn muß, (wenigstens so lange ein Paris und ein Prätendent bestehn) und von dem man sogar bey Washington etwas findet, scheint gar nicht in Moreaus Charakter zu liegen. Vielleicht lebt in ihm etwas von dem edlen theoretischen Genie des Schönen, was für ein erhabenes Urbild schwärmt; aber im Kalkül der vor-

handenen Dinge, und im psychologischen Takt übertrifft ihn Napoleon bey weitem. Bey dem neuerlichen Benehmen Moreaus tadelt ihn die Regel des Entweder oder, hier gültig, bitter.

Moreaus Ruhm ist überhaupt durch die Opposition, zu welcher ihn Tadelsucht neuerlich gebrauchte, vielleicht ein wenig zu sehr gestiegen. Sein Rückzug, der ihn dem Xenophon an die Seite stellt, seine sonst bewiesenen kriegerischen Talente, an denen, mit Ausnahme einiger Fehler in Italien und dem Umstande, daß er 1800 gegen Kray mehr thun konnte, auch der Neid nichts aufstellen kann, führten ihn in den Rang der ersten Feldherrn ein. Aber eine große Eigenschaft berechtigt noch nicht alle zu postuliren, die der Standpunkt eines Französischen Staatschefs verlangt. Die Geschichte zeigt doch wohl mehrere Feldherrn, ohne Regentenkraft.

Zwar ist die Manipulation eines Heerführers so vielseitig, fordert Menschenkunde und Scharfblick, Thätigkeit, und exzentrales Wirken in einem so hohen Grade, daß derjenige, der ihre Probleme wie Moreau löste, großes Vertrauen verdient. Unstreitig. Aber sind wir denn auch immer sicher, daß der Feldherrnruhm seinen Helden richtig signalisirt? Wo wirkt der Zufall mehr mit, als im Kriege. Das Glück kann da, (wenigstens wie er bisher noch immer geführt ward) den fehlerhaftesten Plan krönen, den trefflichsten verderben. Aus Relationen charakterisire man ja nicht, sie entstehn

nach, nicht vor den Ereignißen und meist von fremder Hand. Ich kann mich nicht enthalten hier eine höchst merkwürdige Stelle aus dem Feldzug von 1800 des genialen Karl von Bülow zu allegiren. Fern sey die hämische Absicht, den großen Mann in ein nachtheiliges Licht stellen zu wollen; aber zu einer Zeit, wo er Europa neuerlich durch unenträthselte Schritte, und sein Unglück aufmerksam auf sich machte, und sich so entschiedne Vorliebe für ihn häufig äußert, dürfte es zur Unpartheilichkeit gehören, auch einmal ein wenig Skeptiker zu sein.

Es heißt in erwähntem Werk, S. 111:

„Ehe ich fortfahre, die darauf folgenden Begebenheiten zu beurtheilen, muß ich hier voranschicken, daß ich mich nicht darum bekümmere, ob der Name Moreau ebenfalls nur die Firma der befehlshabenden Macht, oder ob der General Moreau wirklich der Erfinder und Leiter der kriegerischen Operationen war. Denn die französischen Heere werden mehr wie andere von unsichtbaren Anführern befehligt; es giebt in derselben esoterische und exoterische Generale, die ersteren ohne öffentliches Amt, ohne Uniform, welches eine der klügsten Erfindungen der französischen Machthaber ist, die ihnen hauptsächlich ein so großes Uebergewicht im Kriege gegeben hat; des Uebergewichts, des verborgen wirkenden Genies und Talents, über die Mittelmäßigkeit der Amtsmänner mit ausdauernder Dienst-Geduld. So ist es wenigstens in den Jahren 1793

und 1794 gewesen. Selbst der Generalstab ist mehr scheinwirkend, als machtwirkend. Geschickte Offiziers ohne die Dekorationen des Amtes, üben verborgen dessen Gewalt. Diese Erfindung ist vortrefflich. Diese Männer sind desto freier in ihrer Wirksamkeit, als der Neid ihre Pläne nicht vernichten kann. Die äussern Figuranten sind nur mit dem Pomp des Kommandos umgeben, mit Garden u. s. w., um das Volk zu blenden, aus dessen Hefen man manche derselben, um es zur Zeit des ersten demokratischen Fiebers zu befriedigen, emporhob, wobei man zugleich das Vergnügen hatte, über die europäischen Mächte und ihre Generale sich lustig zu machen, indem man ihnen dergleichen Gegner opponirte, um sie recht zu demüthigen. Ob nun der General Moreau auch zur Zahl der Theater-Generale gehört, ob er weiter nichts, als ein Parlaments-Advokat ist, den man an die Spitze einer Armee gepflanzt hat, oder ob die schönen Operationen, welche unter seiner Firma gemacht worden, wirklich sein Geistes-Eigenthum sind, das bin ich weit entfernt zu behaupten, viel weniger zu entscheiden. Es giebt französische Generale, die entweder zu dem berühmten Comité militaire gehörten, wie Carnot und Berthier, oder doch ihren Talenten ihre Erhebung verdankten. Denn sonst müßte ja Bonaparte auch zu den von andern inspirirten Männern gehören, welches niemand behaupten wird. Bonaparte verdankt allerdings neben seiner Verbindung mit Barras seinen

Talenten seine Erhebung. Dennoch aber wird behauptet, daß er am Anfang seiner Laufbahn ebenfalls unter dem Einfluß andrer stand. Dem Genie ohne Dekorationen die Macht zu übertragen, ist um so richtiger berechnet, als das Genie aus den Dekorationen von Titel, Orden, Kreuz und Band, welches letztere überhaupt in Frankreich nicht mehr zu Hause gehört, sich gar nichts macht, wenn es wahrhaft Genie ist, daß es gewöhnlich nach dem Empfang derselben nur halb so viel werth als vorher ist, u. s. w."

Dem sey wie ihm wolle, Bonaparte hat sicher von dem Augenblick eignen Wirkens an, aus reiner eigner Intelligenz gehandelt, der Stumpfsinn solcher Menschen ist unbegreiflich, die nur das Glück hier erblicken. Und wär das am Ende; der Mann, dem jene Göttin so dauernd lächelt, ist wichtig und furchtbar. Genau erwogen ist zwar alles Glück, die Angeburt der Talente, wie der Umstände Zutrag. Wenn die Cäsar über den Rubikon schreiten, die Bonaparte von Egypten aus, zum Heil des Vaterlands erscheinen, so sind die Kühnheit, das Kraftgefühl eines Erdengotts der aus dem Chaos Harmonie rufen kann, und das Zufällige was den Entwurf krönen hilft, freylich alles Dinge von außem her. Habe das Letztere auch mehr gewirkt, der Mitwelt, der Geschichte ist es gleichgültig, und wenn das, was gewöhnlich Glück heißt, den sogenannten größten Mann verläßt, durchaus verläßt, so liegt er auch zu Boden.

Der Ehrgeitz, ruft man erbittert — aber wie oft wards gesagt, daß ohne seine Triebfeder noch nie das Außerordentliche zur Entwicklung gereift wäre.

Doch heißts dann: man ist doch nun in Frankreich wo man war, man hat vielleicht gar verloren, denn die Bedrückungen haben sich gegen ehemals vermehrt.

Das ist nicht wahr. Der Staat ist um Riesenschritte voraus, die Summe des Geldes ist vergrößert durch die Kriege (die weit mehr einbrachten, als durch die Auswanderungen verloren gieng) der Umlauf rascher. Freylich sind die Grundstücke höher besteuert, aber die Steigerungen der Preise, und das Aufhören der Frohne läßt das gar wohl zu. Man muß Rekruten stellen, wohl! wird aber in ganz Europa nicht gepreßt? Viel Gutes der Revolution ist geblieben, die Gleichheit ist, wie man sie unter solchen Umständen vernünftiger Weise fordern kann, sanctionirt. Man ist in Frankreich so frey wie irgendwo, nur muß man nicht contrerevolutionair handeln, das darf aber auch in St. Marino nicht geschehen. Es erscheint freylich empörend, wenn die Sicherheit des Einzelnen gefährdet wird, und man, sogar ohne Schuld, ein Opfer der Verläumdung und Büberey werden kann. Aber an solchem Zustand ist das Volk immer schuld. Entweder ist es zu bös, als daß selbst eine milde Regierung mit den gewöhnlichen Mitteln ausreichte, oder wenn wahre böse Tyranney wüthet, zu unthätig da-

gegen. Das Geheimniß, an jedem Ort frey zu seyn, ist, sich nach dem Gesetz, und wohl, wohl zu merken, nach den Sitten zu bequemen. Beydes ist gleich wichtig, Coriolan versäumte das letzte in einer temporairen Verfassung, die man immer als eines der höch-Muster nennt und ward dafür gestraft*). So chimärisch muß überhaupt nie angefordert werden, als könne irgend eine Institution das Recht des einzelnen völlig schützen. Was war denn das Loos des Aristides, und hundert andrer Griechen? Man kann mehrere Staaten des jetzigen Europa nennen, deren Legislatur vortrefflich heißt, und doch kömmt mancher darinn um Amt, Vermögen und Wohlfahrt. Man vergesse ja nicht, daß: je klarer das Gesetz spricht, je mehr der Böse es zu betrügen trachtet. Das zeigt England am deutlichsten, wo man übrigens nur arm seyn darf, um Sclav der merkantilischen Diktatoren und Kornwuchrer zu werden. Der Tyranney des Geldes ist ohnehin nirgend zu entgehen.*)

Im Grunde kann wirklich nichts lächerlicher seyn, als wenn von glücklichen Völkern gesprochen wird. Man sollte nicht meinen, daß unsre so vielunterrichtete Zeit noch an einen so phantastischen Roman hängen

---

*) Ein Grund, daß Frankreich möglichst freyer als ein andres Europ. Land ist, sogar ehedem war, liegt in der Homogenität seiner Sitten. Wie anders würde das in Deutschland seyn, wenn der Unterschied mancher Stände aufgehoben würde. Man denke nur darüber nach.

kann. In Dichtungen passen die seligen Völker gar wohl, oder ins Theater, wo man jedem Schauspiel glaubt, es habe wenigstens am Ende zwey glückliche Menschen gemacht, die man aber in der wirklichen Welt nirgends trifft, als etwa während einiger leidenschaftlicher Flitterwochen. Wer sollte vermögen, ein Volk glücklich zu machen. Wer kann das Urgebrechen der Menschheit heilen, dessen Halberbtheil das Böse ist, was positiv und negativ sich um ihn schlingt, er flüchte in welche Form er wolle. Nur ein Steckenpferd muß der Mensch haben, das fordert der Thätigkeitstrieb; Vaterland ists dem Allgemeinen, Liebe, Freundschaft, Ehrzeitz u. drgl. dem Privatmann. Die höchste Macht versuche nur ein Individuum rein zu beglücken, es ist unmöglich! Man isolire einige Familien in einer Einöde, sichere sie vor äußerer Stöhrung, gebe ihnen das idealisirt-weiseste Gesetz, und gehe nach zwanzig Jahren nur hin, um Freyheit und Glück zu fragen. Sie werden sich befinden wie überall. — Wen der Vorzug des Handels enthusiasmirt, der wird freylich Frankreich gegen ehedem beklagen; welche Aussicht blüht ihm aber auch da für die Zukunft? Die Punische Periode ist da, und wird das neue Quiritien nicht durch einen kräftigen Kriegsföderalism bey Zeiten vernichtet, so steht England, seys im ersten, zweiten, oder dritten Kriege, als Französische Provinz da. Und dann ihr Westeuropäer —

— — — — — — — — — — — — — —

— —

Noch einmal: was nützt doch alles untergeordnete einseitige Geschwätz. Zur besten Beurtheilung führt es, wenn sich der Forscher in eine Montgolfiere über dem Lande schwebend denkt. Sieht er da nun seine Grenzen sich erweitern, und seine Fluren cultivirt, so kann er vorerst schon immer zufrieden seyn, und es lohnt sich dann schon, den, der Schwerdt und Pflug lenkt, zu preisen. Daß tausend Uebel demungeachtet werden zu treffen seyn, lehrt wohl die Natur. Warum? darauf wollte sie noch keinem Weisen antworten.

Nur noch weniges über den Punkt der Religion. Ich kann mich nicht enthalten, hier noch einen kleinen Aufsatz anzuführen, den ich vor mehreren Monaten in einer Zeitschrift abdrucken ließ. Ich wüßte doch im Allgemeinen nichts anders darüber zu sagen, und will mit diesem Theil zu Ende eilen. Der Aufsatz entstand dadurch, daß jemand dort von wahrer wohlthätiger Aufklärung gesprochen, und ihren Schauplatz nach Chursachsen verlegt hatte.

Wahre wohlthätige Aufklärung?

Neuerlich hub ein Aufsatz dieser Zeitschrift an: „Chursachsen, in welchem die Fackel der wahren wohl-

„thätigen Aufkärung angezündet worden ist u. s. w.“ Der Anfang war mir zu wichtig, als daß ich weiter hätte lesen können. Wahre wohlthätige Aufklärung in Chursachsen? wiederholte ich mir selbst. Ich habe dort allerdings Spuren von dem, was man Aufklärung nennt, gefunden, aber das wahr-wohlthätige kam mir nicht zu Gesicht. War ich denn von Blindheit getroffen? Wahrheit und Wohlthat, sollten sie kein Symptom zeigen, was dem, der erkennen will, erkennbar sey? Ich sah doch auch die fanatischen Betfahrer in Czenstochau, und die kritischen Philosophen in Berlin, aber wenn ich den Gehalt des Lebens beider Theile erwog, konnte ichs nimmer zum Ausschlag des Wohlthätigen auf einer Seite bringen. Nehmen wir Herrn Kiesewetter den Vernunftkünstler, und den wahnversunkensten La Trappisten zum Gegenstück. Einer genießt die Erkenntnisse, der andre die Einbildungskraft. Des Gemüths Schranken verengen sich in dem Grade, als die Fertigkeiten der praktischen Vernunft erweitert sind. Jeder wird daher negativ um so darbender, als sein positiver Reichthum anwächst. Der Gewinn scheint sogar beim ersten Blick auf der Waage des Mönchs zu liegen, wenn sein heiliger Traum ihn mit der Glorie des ewigen Seraphs verklärt, der Anblick der Gräber ihn entzückt; wogegen dem Herrn Kiesewetter seine Erkentnisse immer nicht ausreichen, und er täglich schaudernd an den Tod denkt. Inzwischen hebt das Entsagen

des Frömmlers bey nur erhöhtem Reitz der Welt vieles wieder auf, und ständen die Kontraste gegenüber, vermögten einer des andern Standpunkt genau zu fassen; so dürften sie bey erbotenem Tausch so gleichgültig bleiben, als wenn jemanden ein Goldstück von völlig gleichem Gepräge zum Umwechseln dargeboten würde.

Der Verfasser jenes Aufsatzes meint nun wahrscheinlich: die Wohlthat liege in dem Mittelpunkt, wo die Religion noch Trost und Hoffnung gewährt, ohne den schönen Prozeß des Denkens zu stören. Der Savoyische Vikar im Emil trägt Lehrsätze vor, die sich sehr scharf an diesen Mittelpunkt halten, die Gefahren des Irrthums und der Wahrheit möglichst zu vermeiden und die Moral doppelt auszustatten suchen.

Aber, unerwogen daß der Mittelpunkt nicht zu fixiren wäre, weil der Mensch vor- oder rückschreitet, unerwogen, daß die positive Religion den Savoyischen Vikar einen abtrünnigen Ketzer, die kritische Philosophie ihn einen verblendeten Fanatiker nennen wird; so kommt doch hier das Quantum des Wohlthätigen wieder nicht heraus: denn ist die tiefste Finsterniß = 1 und der höchste Standpunkt der kritischen Philosophie = 1, so ist der Mittelpunkt = $\frac{1}{2}$ + $\frac{1}{2}$ folglich wieder = 1.

Die Urwelt klagte: ich weiß nichts. Das Genie fiel darauf, ihr etwas einzubilden, das gelang. Dann klagte die Welt wieder: ich werde betrogen.

das Genie versuchte zu entschleiern *). In der Gymnastik der Einbildung und Ausbildung, scheint es, besteht vorzüglich das menschliche Treiben. Wir leben nach der merkwürdigen Zeit, wo es Voltairen durch Spott, Kant durch Scharfsinn, Hebert durch religiösen Vandalismus gelang, die Ausbildung wieder dahin zu bringen, wo sie vor der Einbildung schon war. Nun geht die Klage wieder an: wir wissen nichts. Die Menschen sind nicht im Stande, irgendwo zu beharren. Sie schreien um Einbildung. Portalis ruft: Hilf Pius! Unsre Schlegelchen rufen: Hilf Jakob Böhm! Ihr habt aber den Boden ausgedörrt, die Frucht, die ihr erziehen wollt, bedarf eines kraftvollen Ackers. Jahrhunderte werden ihn erst nach Gesetzen einer Agrikultur vorbereiten müssen, die eine mineralische, animalische und vegetabilische Düngung fordern. Man wird dazu eure metallenen Druckertypen, die Instrumente der Weisheit, die ihr den kapitolinischen Rettern entrupft, und des Flachses letzte Bestimmung begehren, und ihr versagt das. Der Zank zwischen

*) Mit den Künsten dürft' es so stehen. In dem Maaß', als das Gute und Böse der Perfektibilität zunimmt, verringert sich das Gute und Böse des animalen Zustands. Naturzustands kann man nicht sagen, denn hätte die Natur das Fortschreiten nicht gewollt, so würde sie uns keine Perfektibilität gegeben haben. Daß aber bei der Perfektibilität kein Heil sey, sondern daß sie nur erhöhte Agilität des Guten und Bösen ist, wissen wir.

denen, die betrogen seyn wollen und nicht, muß früher oder später Unheil bringen.

Eure Sehnsucht nach Wahn würde nicht befremden, wenn ihr Patrioten wärt, und eure Zeit nicht mit Schriften vertriebt, aber ihr Büchervergrabenen Kosmopoliten! sagt, was wollt ihr? Habt ihr Allesle senden denn das wichtigste Wort der Weisheit nimmer gesehen, was jemals ausgesprochen wurde? Noch wichtiger als Wort, wie die wichtigste der Schriften, die Dissertation: Sur l'origine de l'inegalité parmi les hommes etc., den Ausspruch Rochefoucaults: daß troß der Kontraste der Verhältnisse, Glück und Leid beym Individuum sich aufheben. Den Satz, der, so unrichtig er beym ersten Anblick scheint, ein ganzes Leben beschäftigen kann, in den Entdeckungen des Wahren, die die Untersuchung liefert, bis zur apodiktischen Bestätigung zu gelangen. Wißt ihr denn noch nicht, daß Retardiren der Ausbildung, oder ihr Befördern kosmopolitisch für des Geschlechts Glückseligkeit gleiche Resultate ergiebt. Was half denn eure ganze Erudition, wenn ihr daß noch nicht wißt *)!

Es fragt sich nun: ist der Staat im Staat der Menschheit nöthig? Ihr werdet es nicht verneinen, da ihr ja einen Weg einschlagen wollt, der seine Nöthigkeit noch lauter fordert, ihr contradiktorischen Kosmopoliten!

---

*) Das Wort ist hier an Leute gerichtet, gegen die man nicht bescheiden seyn kann.

Die ersten Jahrtausende ists ohnehin gewiß; seine Entbehrlichkeit ist auch gar nicht vorauszusehn.

Der Staat nun will Moral. Die Moral spricht: Entbehre! Der Wille mag nicht. Das Gesetz braucht die Furcht. Sie langt nicht aus. Die Hofnung stärkt sie. Hier sind freylich die Bonzen Moses, Pompilius, Confutse, Mahomed u. s. w. nützlicher als die M — — r, Platon, Leibnitz, Kant, die eine Universaltinktur (ohne Wahn) für die Moral ausbieten, die in der Praktik jederzeit log; denn würde selbst der unvorsichtigste Jude auf den Credit des kathegorischen Imperativs die kleinste Münze borgen? — Die natürliche Gutmüthigkeit, eine der besten Hypotheken der Moral, wird nur zur Hälfte im Menschengeschlecht getroffen, und den Leidenschaftskampf mag sie schwer bestehn.

Der Staat bedarf aber noch ein Band. Jenes thut nicht alles. Man muß sich danach umsehn. Es ist im Durchgang des Lebens gleichviel, ob ein Individuum sich z. B. der Liebe entziehn will oder nicht. Es kommen bei der Liebe Entzücken und Schmerz zuletzt in Aufwage heraus, aber will man lieben, soll man sich nicht erst eunuchisiren. — Wo findet sich das Band? Montesquieu sagt: Ehre giebts der Monarchie, Tugend der Republik.

Die erste ist bey den Franzosen so gediehen, daß sie fortblühte, und das zerrissene Religionsband ersetzte; das wieder zerbrochene Band der Bürgertugend, was Robespierre zu knüpfen versuchte, auch ersetzte, und

immer fordauert. Was hätte entstehn müsse, wenn der Bürgerstolz zu dem Stolz des Heroismus noch wäre glücklich zu fügen gewesen; aber so viel nimmt das Gemüth nicht auf. Die Franzosen sind defensiv allerdings furchtbar durch die Lokalität, offensiv durch Genie der Kriegskunst, aber eigentlich findet man ihre wahre Furchtbarkeit in den unartigen Worten der Pucelle d'Orleans ausgedrückt.

Ces fous sont plein d'honneur,
Ils vont au combat, comme au bal etc.

Nur durch Ehre wird man dem Giganten das zu fürchtende Weiterstreben wehren. Mit Kriegszucht, mit Taktik ist wenig auszurichten. Rom hatte größere Kriegskünstler wider sich als es selbst besaß, unter denen Hannibal glänzt. Bey den Kriegern des Mithridat, des Pyrrhus war weit mehr Ordnung als unter den Römischen bewaffneten Ackers- und Gewerboleuten. Der Griechenphalanx war nach einer viel bessern Theorie berechnet, als die Legion. Carthagos meerbeherrschenden Flotten konnten die kleinen Piratenfahrzeuge der Altitaliener gar nicht verglichen werden. Demungeachtet, wo blieb das alles gegen die Bürgertugend, (die auch das Wesen der Ehre begreift, nur in der Republik intensiv, in der Monarchie extensiv) und da die diese geschwunden war, nachdem Cäsar, Agrippa, Agrikola, Vegetz eine hohe Taktik gestiftet hatten, da fielen sie vor kosmopolitischen Horden. Man

denke, wie Patrioten gesunken seyn müssen, wenn Kosmopoliten sie überwinden.

Es giebt demnach für Staaten durchaus keine wahre wohlthätige Aufklärung, sie ist in den letzten Graden am unwohlthätigsten, deshalb die Staatskonsequenz sie aufgeben muß. Eine Verfinsterung, die freylich wohlthätiger wäre, findet solchen dornichten Weg; es ist den Kindern so schwer ihr Spielwerk zu entreißen, an den Ausgeburten der Kultur hängt so viel Existenz, es wird immer kein Ganzes.

Aber die Staaten erhalten ja einen Wink des Zeitalters, unter ihren Augen durch Erfahrung bestätigt, den Griechenland und Rom nicht kannten; bei ihm kann das Zeitalter seinen süßen Traum der Kultur fortträumen, und neben seinen Erhellungen doch sich eines heiligen Wahns versichern, der mehr leistet, als selbst der Islamismus, mehr wie die Bürgertugend, und jeder Erschütterung trotzt. Videatur Frankreich.

Dieser Wahn ist der Moral unendlich zuträglich, da die von ihm Durchglühten sich selbst bewahren. Er hat den subtilsten sublimsten Takt der Gattung von Moral, die man durch ihn bewachen läßt.

Die Philosophie die sonst der Religion so gefährlich ist, übt nichts Nachtheiliges über ihn, wenn man nur seinem Vorurtheil nachgiebt. Dies Vorurtheil verwächst aufs innigste mit den Individuen.

Er hat ohne versprochen zu werden sich so hoch

bewährt, die Philosophie hat so viel versprochen und nichts geleistet.

Er ist überaus leicht zu erzeugen und zu nähren, statt daß die Religion, oft Schwerdt und Feuer, oder Märtyrer fordert, und die Philosophie einen langen Zeitaufwand.

Die Mittel seiner Tradition übt er selbst aus, er will nur durch seine Achtung, und durch wahre Kleinigkeiten im Besitz der Regierungen seyn.

Er führt freylich ein Corrosiv mit, einen gewaltigen Rechtswiderspruch, bei weitem aber nicht so gefährlich als patriotische Indolenz und philosophischer Kaltsinn.

Er ist hochleidenschaftlicher Natur, so muß aber das seyn, was für einen Staat wirken soll.

Die Mittel ihn zu leiten, zu nähren, zu zeugen, sind den Besitzern am bekanntesten.

Bey einem Volk wie das französische, wäre vielleicht in polizeylichem Betracht, die Entbehrung des Kultus möglich, dehnte man das System der Ehre so weit aus, daß seiner Obhut die ganze Moralität unterworfen würde. Es wirkte dann vielleicht auch auf den Einsamen, Fanatismus ist genug darin.

Der katholische Kultus war aber politisch nöthig, wo nicht nothwendig. Nehmlich der Einfluß auf Irrland, Italien, die Schweitz, und der Zustand der

neuen Deutschen Provinzen geboten ihn. Aber seine Reform ist höchst weise. Wie weit läßt sie die der Wiklef, Zwingli u. s. w. zurück, die doch eigentlich dem Skeptizismus Thür und Thor öffneten. Laut dem Konkordat, enden Priesterhierarchie und Geistervormundschaft, aber das Wohlthätige was Religion auf Einbildungskraft wirken soll, wird nicht aufgehoben. Freylich hat der Cölibat der Geistlichen unendlich viel gegen sich. Doch uns Lutheranern zu Berlin am Schreibtisch ziemts denn freylich gar wenig, darüber auszusprechen. Der Katholik, der genaue Kenner des Volksgeists in den Französischen Provinzen erörtere die Frage: ob der vereidete Priester mit seiner Würde ausreichen konnte?

Es ist in dieser Schrift häufig davon gesprochen worden, die Deutsche Weisheit mit Französischer Klugheit zu vertauschen, und das wird gewiß von den meisten Lesern höchst übel aufgenommen. Demungeachtet erwäge man: Ob es nicht voll wohlthätiger allgemeiner Folge wär', wenn man in Regensburg damit zu Stande kommen könnte, jenes Konkordat auch nach Deutschland zu verpflanzen. Für den Reichsstaatskörper wäre seit Jahrhunderten nichts so nützliches geschehen. Dann träten sich Katholiken und Protestanten wechselseitig einen Schritt entgegen, die Gefahren der Hierarchie südlicher-, die der Irreligion nördlicherseits würden vermindert, Ketzerhaß und Aberglauben, Verspottung, und ihr unseliger politischer

Einfluß hörten auf. Freylich ist so was ganz unmöglich, wo man nie energisch genug ist, einen obern Grundsatz, unbekümmert um seine Subsummationen, durchzuführen.

Nach einigen Jahrhunderten, träum ich, ließe sich in Frankreich eine schöne neue Religion stiften, wenn nur der zweideutige Bücherdruck es nicht so schwer machte, ganzen Generationen zu ihrer Wohlthat etwas einzubilden. Vor sechzehn siebzehn Jahrhunderten gings noch wohl an, daß man nach den Mythen des Osir, Orpheus, Merkur und der Indischen Legende Chrisen einen schönen dem Zeitbedürfniß anpassenden Roman dichtete. Das wird schwerlich mehr gehn, selbst wenn Kriege roher Völker im Geschmack der Völkerwanderungen, auch einst die ganze Kultur über den Haufen würfen. Die Religion die ich träume, müßte zwar den Theismus zur Grundfeste haben, doch aber, wie sichs versteht, Providenz und Fortdauer lehren. Ihr Messias wäre J. J. Rousseau, er auch zugleich Cophta des Gesetzes der Bürgertugend und des Krieges. *) Dann gäbs noch drey personificirte Heiligen, denen Huldigung, und Gebet um Vermittelung ertönen könnte. Heloise die Heilige

*) Wer den Geist der Rousseauschen Schriften kennt, weiß, daß auch viel Belehrungen über Kriege des Vaterlands darinn zu finden sind. Sagt er nicht auch das wichtige Wort: Die Ursachen der Niederlagen im Felde sind daheim aufzusuchen?

der Liebe, Emil der Heilige der Kindheit, der Savoyische Vikar, die Zuflucht des Alters der Unglücklichen, der Entscheider über Gegenstände der Menschenliebe. Die Künste wären hier mit Erfolg anzustellen. Der Theistische Kultus müßte aber immer unterm freyen Dom des Aethers gefeyert werden. Beym Frühlingsanfang, in einer Vollmondnacht des Sommers, und an einem Herbsttage. Dreymahl jährlich wär genug, desto heiliger das Fest. Sonst wären die Versammlungstempel für moralische Reden, und Belehren über Gesetz und Gemeinnutzen dem hohen Mittler der Natur (J. J.) geweiht, Kinderaufnahmen, und Eheverbindungen vollzögen sich in den Capellen des Emil und der Heloise.

Doch von dem was jetzt geschehen konnte, hat Bonaparte weder zu wenig noch zu viel gethan. Die Nachwelt wird indessen das am meisten entscheiden können.

Es ist sonderbar, fast mögte man sagen wunderbar: daß wenn man nur vorurtheilslos zu Werk geht, alle Handlungen des außerordentlichen Mannes sich zuletzt immer rechtfertigen. Das Benehmen bey der letzten Verschwörung, die Ehrenlegion, die Wahl des Invalidendoms zur Krönungsfeyerlichkeit gehören alle dazu. H. R. kömmt durch mehreres Nachdenken sicher von seinem Tadel zurück, und lobt, statt jetzt durch Misbilligungen, künftig lieber direkt. Er steht ja, durch seine genauere Kenntniß Frankreichs der

Wahrheit so viel näher, als hundert Deutsche Schriftsteller, wird auch vermöge seines hellen Geists, nie die sonderbare Logik anstimmen: Erfolge beweisen nichts; noch weniger anfordern: Millionen sollten grade der Begriffssphäre, die ein Bücherleser aus einigen Dutzend Bänden zusammentrug, huldigen. So ist neulich ein Sendschreiben erschienen, in welchem der Verfasser alles getadelt haben, und empörend grob gewesen seyn soll. Das letzte ist unzweckmäßig, da es die Leser verscheucht, sonst wär es natürlich eine Lobrede mehr auf Bonaparte.

Ich will schließen, denn das wichtigste der vertrauten Briefe ist erschöpft, obgleich noch die beyden folgenden Theile, und selbst einiges des ersten übrig sind. Ihre specielle Behandlung würde aber diese Schrift zu weit ausgedehnt haben. Sie ist ohnehin durch das Unterbrechen einer Krankheit sehr verspätet. Im folgenden Theil soll das, was ich darüber noch sagen will, kürzlich nachgeholt werden. Hauptsächlich ist er aber der Beleuchtung der Kotzebueschen Erinnerungen gewidmet. Anekdoten, aus der Revolution und den Kriegen, die noch ungedruckt sind, Reiseabendtheuer die mir in den Gegenden der Normandie zustießen, und noch einiges andere sollen ihm mehr Mannigfaltigkeit als diesem geben. Zuletzt denke ich, (wenn die Censur es gestattet) eine politische und

militairische Kriegsdisposition wider Frankreich anzureihen, als einen Versuch der Theorie: wie wohl dem früher oder später drohenden Ungewitter aus Westen vorzubeugen sey, wenn einer der Cäsaren auf Karls Thron, nicht in engern Grenzen gebieten wollte, als Martells Enkel? Ich gestehe daß es bey mir hauptsächlich darauf abzweckt.

Man sagt mir, ich würde viel von der Kritik zu fürchten haben. Schwerlich. Wer meine Hauptargumente umstößt: — Daß die Würdigung Frankreichs, und seines Verhältnisses zu uns mangelhaft ist. — Eben so die der Aussichten der Zukunft. — Daß eine Vertauschung der meisten unsrer Maasregeln in der Politik, Literatur, und den Sitten nöthig ist, weil sich die jetzigen nicht bewähren, der wird mir sehr willkommen seyn. Je unwahrer er sie (jedoch überzeugend) darstellt, je mehr wird der reine Patriotismus ihm danken, der mein schriftstellerisches Motiv war. Nebensachen und Formen tadle wer will.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Mir mangelt leider die Geduld zu dem unseligen Korrekturgeschäft; daher blieben folgende (vielleicht noch mehrere) Druckfehler.

S. 2 Z. 8 st. des Mesdamers l. der Mesdames.
— 4 — 6 von unten st. cochere l. cochère.
— 9 — 12 v. u. st. Aesitheticker l. Aesthetiker.
— 15 — 17 st. helas l. hélas.
— — — 8 v. u. fehlt ein Komma zwischen pleure und soupire.
— — — 3 v. u. st. a l. à.
— 16 — 5 st. Malhereux l. Malheureux.
— 20 — 10 st. mußt l. müßt.
— 23 — 7 st. nach l. noch.
— 25 — 12 v. u. in der 2ten Note st. fähigkeiten l. Fähigkeiten.
— — — 10 — 2te Note, st. vehabt l. gehabt.
— — — 6 — — — nach was l. möglich.
— — — 2 — — — st. entwift l. entwirft.
— 29 — 5 v. u. st. Trutzmasse l. Trutzwaffe.
— 52 — 8 vor In fehlt ein Punkt.
— 57 — 5 fehlt nach ehedem das Komma.
— 63 — 2 v. u. st. Verzierun l. Verzierung.
— 65 — 4 v. u. st. Bouleyards l. Boulevards.
— 66 — 6 st. Facade l. Façade.
— 68 — 3 st. schwächlichen l. schwächlichem.
— 70 — 14 st. Farberton l. Farbenton.
— — — 3 v. u. st. equästre l. equestre.
— 108 — 18 st. einen l. keinen.
— — — 7 v. u. st. Deutschen l. Deutsche.
— 109 — 13 v. u. st. ein l. eine.
— — — 7 — st. Ergeitzes l. Ehrgeitzes.
— 111 — 13 fällt das Wort nirgends weg.
— 132 — 7 v. u. st. Musee l. Musée.
— 169 — 6 der Gesangs l. des Gesangs.
— 183 — 13 st. närrischten l. närrischsten.
— 177 — 3 st. Vervollkomner l. Vervollkommner.
— 190 — 4 st. brachte l. brachten.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Voß, Julius von,

Beleuchtung der vertrauten Briefe über Frankreich des Herrn J. F. Reichardt

Berlin 1804

Gall.rev. 1030 n
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10425597-9